

Jens-Christian Wagner (Hg.): Wiederentdeckt – Zeugnisse aus dem Konzentrationslager Holzen. Göttingen: Wallstein, 2013

Kirsten Frieden: Neuverhandlungen des Holocaust. Mediale Transformationen des Gedächtnisparadigmas. Bielefeld: transcript, 2014

Wolfgang Hochbruck: Geschichtstheater. Formen der „Living History“. Eine Typologie. Bielefeld: transcript, 2014

Joachim Kuroпка (Hg.): Grenzen des katholischen Milieus. Stabilität und Gefährdung katholischer Milieus in der Endphase der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Münster: Aschendorf, 2013

Gottfried Oy, Christoph Schneider: Die Schärfe der Konkretion. Reinhard Strecker, 68 und der Nationalsozialismus in der deutschen Historiografie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2013

Monika Hölscher (Hg.): Die ehemalige Landsynagoge Roth und Gedenkstätte und Museum Trutzheim. Hessische Geschichte 1933-1945, Heft 2, Wiesbaden: Hessische Landeszentrale für politische Bildung, 2012

Roberto Battistini, Marie Ferranti: Corse 1943. Les Combattants de la Liberté. Ajaccio: Albiana, 2013

Alexander Korb: Im Schatten des Weltkriegs. Massengewalt der Ustaša gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien 1941-1945. Hamburg: Hamburger Edition, 2013

Diethelm Blecking, Lorenz Pfeiffer (Hg.): Sportler im „Jahrhundert der Lager“. Profiteure, Widerständler und Opfer. Göttingen: Die Werkstatt, 2012

Wolfgang Reuter: Offenbacher gegen NS-Diktatur. Offenbach, Offenbacher Editionen, 2012

Otto Dov Kulka: Landschaften der Metropole des Todes. Auschwitz und die Grenzen der Erinnerung und der Vorstellungskraft. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2013

Lena Muchina, Gero Fedtke: Lenas Tagebuch. München: Graf Verlag, 2013

Annemaria Junge: „Niemand mehr da“. Antisemitische Ausgrenzung und Verfolgung in Rauschholzhausen 1933-1942. Marburg: Jonas Verlag, 2012

Vanessa Schröder: Geschichte ausstellen. Geschichte verstehen. Wie Besucher im Museum Geschichte und historische Zeit deuten. Bielefeld: transcript, 2013

## Europa-Visionen im Faschismus

Während über die NS-Europapolitik, ihre Grundierung in geopolitischen Denksystemen und Großraumkonzepten sowie die Praxis nationalsozialistischer Besatzungspolitik umfangreiche Forschungsergebnisse vorliegen, die auf ihren Antiliberalismus und Rassismus verweisen, sind die europapolitischen Entwürfe anderer faschistischer Parteien bisher weitgehend ein Desiderat der Forschung geblieben. Hier liefert die Untersuchung von Grunert einen wichtigen Beitrag.

Im Mittelpunkt seiner Forschung stehen die wichtigsten faschistischen Bewegungen dreier westeuropäischer Länder: die „Nationaal-Socialistische Beweging“ (NSB) in den Niederlanden, „Rex“ und die „Amis du Grand Reich Allemand“ in Belgien sowie die „Parti populaire Français“ und das „Rassemblement National Populaire“ in Frankreich. Grunert geht der Frage nach, welche europapolitischen Konzepte diese Organisationen hervorgebracht haben und wie sich diese bzw. deren Umsetzungsmöglichkeiten in Abhängigkeit von der deutschen Expansions- und Besatzungspolitik, die die längste Zeit das Ziel einer maximalen Ressourcenausbeutung bzw. Herstellung eines hierarchischen Abhängigkeitsverhältnisses verfolgten, verändert haben.

Insbesondere auf der Grundlage der in Archiven erhaltenen Bestände der genannten Bewegungen, der Akten der Militärverwaltungen, von SD-Berichten sowie zeitgenössischen und autobiographischen Schrifttums kann Grunert zeigen, dass diese Parteien sich zunächst stark an der von Mussolini propagierten Idee einer „faschistischen Internationale“ orientierten und eine kontinentale Einigung als Voraussetzung für eine weltpolitische Machtpolitik auch gegenüber der anglo-amerikanischen Sphäre anstrebten. Politische Gemeinsamkeiten gab es auch hinsichtlich des Ausschlusses bestimmter Bevölkerungsgruppen, des Ziels der Deportation der europäischen Juden sowie – entsprechend des Kriteriums einer angenommenen und anzustrebenden völkischen Einheit – von Umsiedlungsmaßnahmen größeren Umfangs. Allerdings bezogen sich die Konzepte der Bewegungen zum Teil auf unterschiedliche Bevölkerungsgruppen.

Angeichts der fortschreitenden Besetzung großer Teile Europas durch die Wehrmacht standen die faschistischen Bewegungen vor der Frage, ob und gegebenenfalls wie die Durchsetzung eigener Ziele unter der Maßgabe der Besetzung möglich war; hinzu kamen auch Widersprüche zwischen ihnen, insbesondere territoriale Ansprüche auf Gebiete der angrenzenden Nationalstaaten. Die Vorstellung, die Kolonialgebiete Frankreichs bzw. der Niederlande in ein „neues Europa“ einzubringen, erwies sich als unrealistisch. Zwar wurden militärische Niederlage und Kapitulation von 1940 als Ausdruck der Überlegenheit des Faschismus über Liberalismus, Demokratie und Dekadenz der westlichen Gesellschaften gewertet, die Hoffnung auf Übernahme der Regierungsgewalt in den jeweiligen Ländern erfüllte sich jedoch nicht. Die Kollaboration mit der deutschen Besatzung diskreditierte die faschistischen Bewegungen in den Augen der Bevölkerungsmehrheit angesichts der Realität der Besatzungspraxis nachdrücklich.

Deutsche Besatzung und Krieg ließen europäischen Ordnungsvorstellungen der faschistischen Bewegungen, etwa der Idee eines „Germanischen Staatenbundes“ aus den Reihen der NSB um Anton Mussert, keine Umsetzungsmöglichkeiten. Erst angesichts des für das Deutsche Reich ungünstigen Kriegsverlaufs gewannen im polykratischen NS-Staat Stimmen an Gewicht, die stärker föderale Europavorstellungen entwarfen und darin auch den faschistischen Bewegungen in den besetzten Ländern eine eigenständigere Rolle zubilligen wollten. Kollaboration, Spaltung und Schwächung der Bewegungen verbauten jedoch auch diese Option.

Mit der Arbeit Grunerts ist auch das Verhältnis von Nationalstaat und supranationaler Ordnungsstruktur aufgerufen, das für die faschistischen Bewegungen nicht nur in der Vergangenheit hohe Relevanz besaß. Während einige den Ansatz eines Staatenbundes favorisierten, hinsichtlich der Verlagerung von Entscheidungs- und Handlungsmacht jedoch wenig oder kontroverse Konkretisierung entwickelt wurde, propagierten andere die Idee des Reiches bzw. eines Großraumes. Die Konzeptualisierung von Mechanismen des Interessenausgleichs blieb häufig vage; stark hervorgehoben wurde das Ziel eines kontinentalen europäischen Wirtschaftsraumes.

Mit Grunerts Studie liegt eine Arbeit vor, die wichtige Erkenntnisse über die Europakonzeptionen ausgewählter westeuropäischer faschistischer Bewegungen bietet; im Anschluss daran sind weitere Studien zu wünschen, die sich mit den europapolitischen Entwürfen und Konzepten faschistischer Bewegungen und Parteien in Nord-, Süd- und Osteuropa beschäftigen. Darüber hinaus bieten sich Untersuchungen an, die danach fragen, welche Schlussfolgerungen die faschistischen Bewegungen oder ihre Nachfolgestrukturen in den Nachkriegsgesellschaften aus realgeschichtlichen Erfahrungen gezogen haben – hinsichtlich der Idee einer „faschistischen Internationale“, von Europakonzeptionen sowie der virulenten Debatte um das Verhältnis von Nationalstaat und supranationalen Strukturen.

**Robert Grunert: Der Europagedanke westeuropäischer faschistischer Bewegungen 1940-1945. Paderborn: Schöningh, 2012**

Fabian Virchow

## Eingebunden in fünf Verbrechen

Wer auf der Bundesstraße 12 von Augsburg aus in Richtung Süden unterwegs ist, passiert kurz vor Kaufbeuren die Marktgemeinde Irsee. Prägte nicht ein imposantes Benediktinerkloster weithin die Landschaft, würde man das Dorf wohl unbemerkt umfahren. Das Kloster, im Dreißigjährigen Krieg zerstört und danach in barocken Formen wieder errichtet, war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ein Zentrum geistlichen Lebens im bayerischen Schwaben. Im Zuge der Säkularisation im Jahr 1802 fiel es an das Kurfürstentum Bayern. Der Staatsfiskus verpachtete Grund und Boden zunächst; einen Käufer für die Immobilie konnte er erst Jahrzehnte später finden. Institutionelle Vorläufer von Regierung und Bezirkstag von Schwaben hatten sich zum Kauf entschieden, um im ehemaligen Kloster eine „Kreisirrenanstalt“ einzurichten. Mit der Eröffnung eines psychiatrischen Krankenhauses 1849 begann eine 123 Jahre andauernde zweite Phase der Nutzung. Wie bei jeder Institution wechselten während dieser Zeit Fortschritt und Stagnation, gab es helle und dunkle Epochen der Anstaltsgeschichte. Das dunkelste Kapitel spielte unzweifelhaft in den Jahren von 1940 bis 1945, als die Heil- und Pflegeanstalt wichtiges Rad im Getriebe der nationalsozialistischen Mordmaschinerie war. Gleich in fünf Verbrechen war Irsee eingebunden. Erstens in die Verlegungen von Patienten in die Tötungsanstalten der „Aktion T4“, zweitens in das Verhungernlassen der Anstaltsbewohner durch so genannte Entzugs-Kost, drittens in die Patiententötungen mittels Medikamenten, viertens in die sog. Kinder-„Euthanasie“ und fünftens in Menschenversuche, zum Beispiel Tbc-Experimente. Diesem dunklen Abschnitt der Geschichte widmet sich die vorliegende Publikation.

Magdalene Heuvelmann legt jedoch keine klassische Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt in der NS-Zeit vor, sondern eine kommentierte Quellenpublikation.

Und sie spezifiziert noch einmal, indem sie sich auf „geistliche Quellen“, also das Tagebuch des Irseer Ortspfarrers, die Chronik der mit Krankenpflege betrauten Barmherzigen Schwestern des hl. Vinzenz von Paul, deren Zeugenaussagen in der Nachkriegszeit und dergleichen beschränkt. Diese Materialien wurden und werden in der Fachliteratur zwar vielfach zitiert, allerdings auf Grund ihres Umfangs nur in Auszügen – in einigen früheren Publikationen sogar von verfremdender Kürze. Die Chronik der Barmherzigen Schwestern und das Tagebuch des Ortspfarrers sind in ihrer Wirkung besonders eindringlich, da sie bereits während der Krankenmorde geführt wurden und nicht wie Zeugenaussagen und Erinnerungen aus der Nachkriegszeit durch später erworbenes Wissen oder den Drang zur Exkulpation beeinflusst sind.

Manches erscheint aus heutiger Sicht nur noch schwer verständlich, zum Beispiel wenn dem Pfarrer Anfang 1944 vom Verwaltungsinspektor der Heil- und Pflegeanstalt angekündigt wird, dass in Anbetracht der stetig steigenden Todesfälle und damit auch der Beerdigungen das Läuten der Kirchenglocke künftig zu unterbleiben habe. Der Pfarrer verbuchte als Erfolg, dass bei mehreren Beerdigungen pro Tag – und das wird spätestens seit Ende 1943 die Regel gewesen sein – bei der ersten noch geläutet werden darf. Nicht nur kirchlich ungebundene Leser beschleicht bei solchen Passagen das Gefühl, dass dem Pfarrer der Schutz der Institution Kirche wichtiger war als Wohl und Wehe der Patienten.

Doch die Quellensammlung will nicht anklagen oder richten, sondern zum (Nach-)Denken anregen. Quellen und Kommentierungen der Autorin verdeutlichen eindrücklich die Dilemmata von Ordensschwestern und Geistlichen am Ort des Verbrechens. Diese Edition ist deshalb auch keine schnelle Lektüre für unterwegs, sondern eine, die Zeit zur Reflexion erfordert, um über die Geschichte, über eigenes Handeln unter existenzbedrohenden Lebensbedingungen, über aktuelle Probleme unserer Gesellschaft beim Umgang mit kranken und behinderten Menschen nachzudenken.

Nachsatz: Das Krankenhaus wurde im Jahr 1972 aufgelöst. Der Bezirk Schwaben beschloß daraufhin die Restaurierung der Klosteranlage. Seit 1981 wird der Gebäudekomplex nun in einer dritten Nutzungsphase als Bildungs- und Kulturzentrum des Bezirks Schwaben sowie vom Bildungswerk des Bayerischen Bezirktags genutzt, der diese Publikation initiiert und herausgegeben hat.

**Magdalene Heuvelmann: „Wer in einer Gottesferne lebt, ist im Stande, jeden Kranken wegzuräumen.“ „Geistliche Quellen“ zu den NS-Krankenmorden in der Heil- und Pflegeanstalt Irsee. Irsee: Grizeto Verlag, 2013**

Dietmar Schulze

## Heinz Düx – Jurist und Antifaschist

Zu den Menschen, die den Studienkreis Deutscher Widerstand 1933-1945 viele Jahre begleiteten, gehört Heinz Düx, selbst wenn er von seiner Profession kein Historiker, sondern Jurist ist. Jedoch waren für ihn – anders als für die meisten seiner Berufskollegen – die Auseinandersetzung mit der Geschichte und die juristische Aufarbeitung der Verbrechen des deutschen Faschismus kein getrennter Vorgang. Sie gehörten – nicht zuletzt aufgrund seiner eigenen Biographie – zusammen. Heinz Düx, 1924 in Marburg geboren, wuchs in der Zeit des deutschen Faschismus auf. Aus Krankheitsgründen musste er nach seinem Abitur weder zum Arbeitsdienst noch in die Wehrmacht, jedoch sollte er noch 1944 in den Volksturm eingezogen werden. Als Nazigeegner entzog er sich dieser Verpflichtung durch die Übersiedlung in den Vogelsberg.

Nach der Befreiung Marburgs durch die amerikanischen Truppen kehrte er in seine Heimatstadt zurück und setzte nach der Wiederöffnung der Universität

dort sein Jura-Studium fort. 1948 legte er eine Dissertation unter dem Titel: „Die freie Gewerkschaftsbewegung, ihr Wesen und ihr Einfluss auf die Rechtsentwicklung von der Gründung bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges“ vor. Mit dieser Arbeit zeigte er bereits seine besondere Stellung als Jurist. Nach dem erfolgreichen 2. juristischen Staatsexamen wurde er erst Hilfsrichter am Landgericht Kassel und Mitte der 1950er Jahre Landgerichtsrat am Landgericht Frankfurt/Main.

Schon in dieser Position begann er sich für die Aufarbeitung der faschistischen Verbrechen zu engagieren und lehnte die Untätigkeit der bundesdeutschen Justiz in der Verfolgung dieser Menschheitsverbrechen ab. Gemeinsam mit dem hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer war er als Untersuchungsrichter am Frankfurter Auschwitz-Prozess (1963 bis 1965) beteiligt. Diese antifaschistische Grundhaltung drückte er auch in zahlreichen Veröffentlichungen seit Ende der 1950er Jahre aus.

Unter dem Titel „Justiz und Demokratie, Anspruch und Realität in Westdeutschland nach 1945“ veröffentlichte Friedrich-Martin Balzer Ende 2013 in einem Band mit fast 1000 Seiten gesammelte Schriften von Heinz Düx, geordnet nach zentralen Themen seiner Arbeitsschwerpunkte. Eingeleitet durch eine biographische Skizze, in der Balzer einen cursorischen Überblick über die Entwicklung von Heinz Düx, seine Eingebundenheit in die antifaschistischen Strukturen sowie die juristischen Debatten der Zeit liefert, beginnt der Band mit dem vollständigen Abdruck der juristischen Dissertation. Eine Art autobiografische Notizen bildet der zweite große Aufsatz „Rückblick nach mehr als 50 Jahren, Persönliche Innenansichten der bundesdeutschen Justiz“. Das nächste große Kapitel steht unter der Überschrift „Ein Leben für die juristische Bewältigung der faschistischen Verbrechen, für die Rehabilitation und Entschädigung der Opfer des deutschen Faschismus“. Hierunter findet sich der Großteil der juristischen Veröffentlichungen von Düx insbesondere zur Entschädigungsproblematik.

Seit den 1960er Jahren war er ein kritischer Kommentator bundesdeutscher Wirklichkeit. Er war seit dieser Zeit ein regelmäßiger Kolumnist der antifaschistischen Wochenzeitung „Die Tat“, für die er seit Ende der 1960er Jahre mindestens einmal im Monat Beiträge zur bundesdeutschen Geschichte, zum Thema Antifaschismus oder zur Kritik an der politischen und juristischen Rechtsentwicklung lieferte. Sein zweites großes Thema bilden verfassungsrechtliche Beiträge zu den Berufsverboten, zum Asylrecht, zum Friedensgebot des Grundgesetzes sowie Aufsätze zur Justizkritik, vor der Heinz Düx ebenfalls nicht zurückscheute. Drei biografische Skizzen zu Hans Litten, Fritz Bauer und Hermann Langbein verdeutlichen das publizistische Interesse von Heinz Düx.

Bis in die letzten Texte und Interviews dieser Dokumentation kreist seine Beschäftigung um den Frankfurter Auschwitz-Prozess, der für ihn – nicht nur wegen seiner eigenen aktiven Rolle im Verfahren – ein Prozess von herausragender Bedeutung war, gelang es doch hier zum ersten Mal, ein Menschheitsverbrechen auch mit juristischen Instrumenten weitgehend angemessen aufzuarbeiten.

In der abschließenden Bewertung formuliert Balzer: „Als Widersacher des ‚Strafvereitelungskartells‘ (Ingo Müller) aller drei Staatsgewalten gegenüber den Tätern und als Verfechter der ‚Wiedergutmachung‘ gegenüber allen Opfern des Nazi-Regimes, u.a. als Sachverständiger bei drei Anhörungen des Deutschen Bundestages, stellt Düx einen Orientierungspunkt in einer Zeit ohne Leitfiguren für die seit 1968 nachwachsende Generation fortschrittlicher Juristen dar. Als Untersuchungsrichter im Frankfurter Auschwitz-Prozess und als Vorsitzender Richter am Frankfurter Oberlandesgericht stellt Düx eine Ausnahmeerscheinung der bundesdeutschen Justizszenen dar und ist zu einem der wenigen Motoren bei der juristischen Aufarbeitung des deutschen Faschismus geworden.“

## Neuzugänge

Petra Bonavita: Nie aufgefliegen. Gotthold Fengler: Ein Gestapo-Beamter als Informant einer Widerstandszelle im Frankfurter Polizeipräsidium. Berlin: epubli, 2013

Heinz Daume u.a. (Hg.): Getauft, ausgestoßen - und vergessen? Zum Umgang der evangelischen Kirchen in Hessen mit den Christen jüdischer Herkunft im Nationalsozialismus. Hanau: CoCon, 2013

Elfriede Suhr: Die Höhle. Schicksal einer Deserteursfamilie. Tübingen: Silberburg-Verlag, 2013

Rainer Fattmann, Jochen Faber: Hütet die Einheit wie euren Augapfel. Der Deutsche Metallarbeiter-Verband im Südwesten und die Zerschlagung der Gewerkschaften in Baden und Württemberg 1933. Ludwigsburg: Info & Idee Medienverlag, 2013

Juliane Lepsius, Erhard Roy Wiehn: So haben sie es berichtet. Jüdische und nicht-jüdische Schicksale in der NS-Zeit und danach. Konstanz: Hartung-Gorre, 2014

Therese Müller: Als junge ungarische Jüdin im Holocaust. Aus Jászberény durch Auschwitz, das KZ Außenlager Walldorf beim Flughafen Frankfurt am Main, Ravensbrück, Mauthausen und Gunkirchen nach Schweden, 1925-2007. Konstanz: Hartung-Gorre, 2014

Phillip Benz: Erinnerungen 1912-1956. Darmstadt: Druckwerkstatt Kollektiv, 2013

Katrin Dönges: Zerstörte Zukunft. Die Deportation von Oberhausener Juden nach dem Pogrom 1938. Studien der Gedenkhalle Oberhausen, Band 1. Oberhausen: Karl Maria Laufen, 2013

Klaus Hillenbrand: Berufswunsch Henker. Warum Männer im Nationalsozialismus Scharfrichter werden wollten. Frankfurt am Main/New York: Campus, 2013

Jan Erik Schulte/Michael Wala (Hg.): Widerstand und Auswärtiges Amt. Diplomatent gegen Hitler. München: Siedler, 2013

Bruno Klaus Lampasiak: Naturfreund sein heißt Mensch sein. Naturfreunde im Widerstand 1933 bis 1945. Berlin: Naturfreunde-Verlag Freizeit und Wandern, 2013

Patricia Pientka: Das Zwangslager für Sinti und Roma in Berlin-Marzahn. Alltag, Verfolgung und Deportation. Reihe ZeitgeschichteN, Band 11, Berlin: Metropol, 2013



## Neuzugänge

Heinz Düx: Justiz und Demokratie. Anspruch und Realität in Westdeutschland nach 1945. Gesammelte Schriften (1948-2013), herausgegeben von Friedrich-Martin Balzer. Bonn: Pahl-Rugenstein, 2013

Markus Moors, Moritz Pfeiffer (Hg.): Heinrich Himmlers Taschenkalender 1940. Kommentierte Edition. Schriftenreihe des Kreis- museums Wewelsburg; Band 9. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2013

Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2013

Magdalene Heuvelmann: „Wer in einer Gottesferne lebt, ist im Stande, jeden Kranken wegzuräumen.“ „Geistliche Quellen“ zu den NS-Krankenmorden in der Heil- und Pflegeanstalt Irsee. Irsee: Grizeto Verlag, 2013.

Notker Hammerstein: Aus dem Freundeskreis der „Weißen Rose“. Otmar Hammerstein - Eine biographische Erkundung. Göttingen: Wallstein, 2014

Susanne Mauss: Nicht zugelassen. Die jüdischen Rechtsanwälte im Oberlandesgerichtsbezirk Düsseldorf 1933-1945. Essen: Klartext, 2013

Rainer Faupel: Berlin Jenaer Straße 7: Zwei von sechs Millionen – Zur Erinnerung an Albert und Minna Neuburger. Berlin: Metropol, 2013

Tanja von Fransecky: Flucht von Juden aus Deportationszügen in Frankreich, Belgien und den Niederlanden. Berlin: Metropol, 2014

Arbeitskreis ehemalige Synagoge Pfungstadt e.V. (Hg.): Briefe der Brüder Arthur und Rudi Lorch aus Gurs, Noé und anderen Lagern in Südfrankreich. Pfungstadt: Selbstverlag, 2014

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Täter – Österreichische Akteure im Nationalsozialismus. Wien: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, 2014

Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz (Hg.): „80. Jahrestag der Zerschlagung der Gewerkschaften“. Fachtagung am Samstag, 4. Mai 2013. Gedenkarbeit in Rheinland-Pfalz 11.

Die Dokumentation ist eine empfehlenswerte und spannende Lektüre auch für interessierte juristische Laien, Historiker und Antifaschisten.

**Heinz Düx: Justiz und Demokratie. Anspruch und Realität in Westdeutschland nach 1945. Gesammelte Schriften 1948 – 2013, hrsg. von Friedrich-Martin Balzer, Bonn: Pahl-Rugenstein-Verlag, 2013**

Ulrich Schneider

## Sportler im „Jahrhundert der Lager“

Bis vor wenigen Jahrzehnten waren sporthistorische Abhandlungen noch ein exotisches Randphänomen der Geschichtswissenschaften. Das gehört mittlerweile der Vergangenheit an. Sammelbände wie jener, den Diethelm Blecking und Lorenz Peiffer im Jahr 2012 vorgelegt haben, sind allerdings nach wie vor eine Seltenheit. In sage und schreibe 47 Biographien versucht sich das Werk „Sportler im ‚Jahrhundert der Lager‘“ an einer umfassenden Bilanz der rassistischen und politischen Verfolgung von Sportlerinnen und Sportlern im 20. Jahrhundert. Der Fokus liegt hierbei deutlich auf dem Nationalsozialismus, während der in seiner geschichtswissenschaftlichen Beachtung noch hinterherhinkende Sport im Stalinismus nur vereinzelt aufgegriffen wird.

So bahnbrechend und wichtig der in Folge einer wissenschaftlichen Tagung entstandene Sammelband ist – sein Titel weckt zunächst einmal falsche Erwartungen. Denn anders, als es dieser vermuten lässt, bekommt es der Leser keineswegs nur mit Schicksalen von Sportlern zu tun, die dem Untertitel nach „Profiteure, Widerständler und Opfer“ waren. Der Band leistet stattdessen weitaus mehr, indem er etwa auch von Funktionären erzählt. Großen wie DFB-Präsident Felix Linnemann oder Karl Ritter von Halt, „der vom Kaiserreich über die Weimarer Republik und den Nationalsozialismus bis hin zur Bundesrepublik in vier Gesellschaftsformationen zu den Machtträgern gehörte“ (S. 9), stehen hierbei exemplarisch für diese große Gruppe. In den einzelnen Beiträgen kommen zum einen prominente Historiker wie Moshe Zimmermann und Arthur Heinrich zu Wort, zum anderen aber auch ambitionierte Sportjournalisten wie der 11Freunde-Chefredakteur Philipp Köster. Entsprechend unterschiedliche Textformen bietet der Sammelband.

Insgesamt setzt sich „Sportler im ‚Jahrhundert der Lager‘“ aus fünf Abschnitten zusammen. Den Anfang machen die „Karrieren“. Neben den Laufbahnen von Funktionären wie Felix Linnemann oder Manfred Ewald, dem Präsidenten des Nationalen Olympischen Komitees der DDR, werden auch Sportler portraitiert, die Profiteure der Diktaturen wurden. So war der frühere Fußball-Nationalspieler Otto „Tull“ Harder Kommandant des KZ Neuengamme, während Fritz Szepan vom FC Schalke 04 aus der „Arisierung“ jüdischen Besitzes Vorteile zog.

Einen verhältnismäßig kleinen Anteil am Sammelband machen sechs Beiträge unter dem Titel „Flucht“ aus. In den Mittelpunkt rücken hier unter anderem „Kicker“-Gründer Walther Bensemann, der als „Mahner für Toleranz, offenen Diskurs und Völkerverständigung“ (S. 148) bekannt war, oder die in die USA ausgewanderte jüdische Weltklasse-Hochspringerin Gretel Bergmann.

Die Rubrik „Widerstand“ beschäftigt sich mit Sportlern, die sich gegen das nationalsozialistische Deutschland wandten. Dabei steuert Herausgeber Lorenz Peiffer etwa auch einen zuvor noch völlig unbekanntem Fall bei, in dem sich Berliner Polzeisportlerinnen „über den antisemitischen Grundkonsens der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft hinwegsetzten“ (S. 183) und ein Handball-Spiel gegen eine jüdische Mannschaft bestritten.

Den weitaus größten Raum des Sammelbandes nehmen ganze 15 Biografien über „Opfer“ von

Nationalsozialismus und Stalinismus ein. Darunter befinden sich bekannte Geschichte wie die des im KZ Auschwitz ermordeten jüdischen Fußballspielers Julius Hirsch, aber auch neuere Forschungen wie jene über die Breslauer Turnerin Meta Fuß-Opet, deren Briefe eindrucksvoll den Ausschluss von Juden aus der deutschen Sportbewegung illustrieren. Leider verdeutlicht diese Rubrik zugleich, dass ein gemeinsamer Sammelband über Schicksale im Nationalsozialismus und Stalinismus nicht unproblematisch ist. So folgen unmittelbar auf Biografien über Opfer des größten Völkermordes der Geschichte solche über „Republikflüchtlinge“ wie den DDR-Fußballspieler Lutz Eigendorf.

Der letzte Teil thematisiert schließlich einige Geschichten von „Überlebenden“. So findet hier eine Biografie des schon häufig rezipierten jüdischen Präsidenten des FC Bayern München, Kurt Landauer, Platz. Gleichzeitig widmen sich die letzten Beiträge aber auch unbekannteren Schicksalen wie dem des Boxers Salomo Arouch, der im KZ Auschwitz in Schaukämpfen vor Offizieren nur „dank seiner boxerischen Fähigkeiten“ (S. 347) überlebte.

Der Beitrag über Arouch steht symptomatisch für die wertvollste Leistung des Sammelbandes: Diethelm Blecking und Lorenz Peiffer gelingt es mit „Sportler im ‚Jahrhundert der Lager‘“ nicht nur, prominente Biografien zusammenzufassen, sondern auch solche Lebensgeschichten zu beleuchten, die bis dato im Tal der Vergessenheit versunken waren.

**Diethelm Blecking, Lorenz Peiffer (Hg.): Sportler im „Jahrhundert der Lager“. Profiteure, Widerständler und Opfer. Göttingen: Verlag Die Werkstatt, 2012**

Christian Hoge

## Projekt Vernichtung

Als sich 1982 ein sozialdemokratischer Nachwuchspolitiker über „Sekundärtugenden“ wie Verlässlichkeit und Pflichtgefühl ausließ, mit denen man „auch ein KZ betreiben“ könne, löste das im Lande des „Verantwortungsethikers“ Helmut Schmidt einen Sturm der Entrüstung aus. Das könne man doch so nicht sagen. Auch Oskar Lafontaine, von dem diese Worte stammten, hat sie später nicht mehr wiederholt; das ändert nichts daran, dass der millionenfache Mord, den Deutsche in organisiertem Zusammenwirken an den europäischen Juden und den Völkern Osteuropas verübten, ohne ein erhebliches Maß solcher Sekundärtugenden nicht möglich gewesen wäre. Sara Bergers Bochumer Dissertation über das Täternetzwerk, das 1942 und 1943 die drei Vernichtungslager der „Aktion Reinhardt“ in Belzec, Sobibor und Treblinka im besetzten Polen aufbaute und betrieb, handelt genau von diesem Zusammenhang.

Es begann mit einer Aktennotiz des Leiters der SD-Leitstelle Posen, Rolf-Heinz Höppner, vom 16. Juli 1941. Er regte an, ob man nicht die „arbeitsunfähigen“ Juden „durch ein schnell wirkendes Mittel erledigen“ könne, anstatt sie über Monate hinweg verhungern zu lassen. In seinem eigenen Zuständigkeitsbereich ließ er, nachdem er von oben grünes Licht bekommen hatte, das Vernichtungslager Kulmhof (Chełmno nad Nerem) einrichten, in dem ab dem Dezember 1941 Juden aus dem Warthegau und dem Getto in Łódź durch Auspuffgase eines LKW getötet wurden. Die von Propagandaminister Goebbels in seinem Tagebuch als „ziemlich barbarisch und hier nicht näher zu erörtern“ bezeichnete Methode erwies sich jedoch als ungeeignet angesichts der großen Anzahl der Juden, die die Nazis im besetzten „Generalgouvernement“ zu vernichten planten.

Die massenhafte Tötung musste also in Ablauf und Organisation optimiert werden, und hier setzt Sara Berger an. Sie identifizierte eine Gruppe von etwa 120 SS-Angehörigen, die dieses blutige Geschäft operativ betrieben. Den Kern bildeten Männer, die zuvor bei der Ermordung der Patienten von Psychiatrien

und Heilanstalten das Wichtigste für ihre neue Aufgabe gelernt hatten: die Tötungshemmung gegenüber Wehrlosen zu verlieren. Sie wurden im Herbst 1941 nach Lublin und Umgebung versetzt und begannen, zunächst das „Versuchslager“ in Bełżec aufzubauen. Wesentliches Argument für die Standortwahl: die Lage an der Bahnlinie Lublin-Lwów, was den Antransport der Opfer aus dem geplanten Einzugsgebiet Galizien erleichterte. Für die physischen Arbeiten wurden polnische Handwerker herangezogen oder jüdische Zwangsarbeiter aus der Umgebung rekrutiert; letztere wurden regelmäßig bei „Probevergasungen“ nach dem Abschluss ihrer Arbeit ermordet. Die Probeläufe, bei denen häufig höhere SS-Funktionäre anwesend waren, endeten mit zahlreichen Veränderungen; so kam man ab vom Bau der Gaskammern als Holzhäuser, weil diese nicht ordentlich abzudichten waren, und führte diese Herzstücke der Vernichtungsmaschinerie trotz der höheren Kosten aus Ziegeln aus.

Die Schilderung dieser Optimierung des Massenmords durch Methoden, die jeder, der in seinem Berufsleben mit Rationalisierungsprojekten befasst war, aus eigenem Erleben kennt, ist das Beklemmendste an Sara Bergers Darstellung. Sie schildert das Täterkollektiv als eine „Projektgruppe“ mit flachen Hierarchien, in der die Beteiligten ihre zivilen beruflichen Kenntnisse einbrachten. Durch Abordnungen einzelner Personen in die später begründeten Lager Sobibór und Treblinka wurde ein „Wissenstransfer“ organisiert; dennoch behielt jedes der drei Lager der „Aktion Reinhardt“ seine spezifischen Stärken und Schwächen. So war in Sobibór die „Verwertung“ der den Todeskandidaten abgenommenen Habseligkeiten am besten organisiert, Treblinka perfektionierte den Mordablauf erheblich, nachdem es im 2. Halbjahr 1942 vorübergehend zu chaotischen Zuständen und einem Rückstau der Transportzüge gekommen war. Bei alledem sah sich die Gruppe der „Reinhardt“-Täter in bewusster Konkurrenz zu der parallel in Auschwitz anlaufenden Mordmaschinerie, die auf das Blausäurepräparat Zyklon B setzte. Man kennt das aus modernen Großunternehmen, wo die eine Abteilung gegen die andere intrigiert. Bei Besprechungen bemängelte Christian Wirth, Chef der „Reinhardt“-Mörder, dass Zyklon B zwar schneller töte als „sein“ Kohlenmonoxid aus Auspuffgasen, aber die Gaskammern danach lange und umständlich belüftet werden müssten, um wieder „betriebsbereit“ zu sein; der eigenen Methode hielt er die niedrigen Kosten bei Investition und Betrieb zugute. Soviel Betriebswirtschaft musste selbst beim Massenmord sein; das hätte der Autorin, die vom Kapitalismus systematisch schweigt, wenn sie vom Faschismus spricht, immerhin auffallen können.

Sara Bergers Darstellung ist akribisch, sie nennt hunderte von Namen, zeichnet nach, wer wann wofür tätig war, gibt Sozialprofile der Täter. Meist kamen sie aus „kleinen Verhältnissen“ und genossen offenbar den Sprung aus der Subalternität in eine Position der Macht über Leben und Tod. Korruption, alkoholische und sexuelle Exzesse waren verbreitet; nur einige wenige ließen sich aus den Lagern wieder wegversetzen, weil sie das Morden nicht aushielten. Mehr als ein Karriereknick folgte für sie daraus nicht. Bergers wichtigste Quellen sind die Akten von Ermittlungsverfahren, die in den 1960er Jahren gegen einige der Täter geführt wurden. Bedenklich erscheint es, wenn sie gestützt auf solche Aussagen von Verdächtigen etwa die Vermietung von Unterkünften an die Vorkommandos durch Bewohner von Bełżec als „Mitwirkung von Polen“ an der Vernichtung einstuft und diese so zum Teil des „Außernetzes“ der Vernichtung erklärt; das verkennt wohl doch deutlich die Realität eines okkupierten und terrorisierten Landes.

**Sara Berger: Experten der Vernichtung. Das T4-Reinhardt-Netzwerk in den Lagern Bełżec, Sobibór und Treblinka. Hamburg: Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung, 2013**

Reinhard Lauterbach

## Neue Forschungen zur Weißen Rose

Die letzten Gründe, warum Hans und Sophie Scholl am 18. Februar 1943 Flugblätter vor den noch verschlossenen Hörsälen und in den Gängen der Universität München ablegten und weitere in deren Lichthof warfen, werden wir wohl nie erfahren. War es doch eine geradezu leichtfertige Aktion, die dann zur Festnahme der Geschwister durch den Pedell Jakob Schmid und zur Übergabe an die Gestapo führte. Dennoch macht das 2013 von Ulrich Chaussy und Gerd R. Ueberschär mit dem Titel „Es lebe die Freiheit!“ herausgegebene Kompendium annähernde Vermutungen möglich. Die These eines Selbstopfers als Fanal zum Widerstand, die zuweilen ins Spiel gebracht wird, gilt nach diesen Forschungen als widerlegt.

Chaussy und Ueberschär kommentieren und geben historisch eingeordnet in der vorliegenden Arbeit die zentralen Dokumente der Widerstandsgruppe Weiße Rose wieder. Den Autoren gelingt es, die verbindenden Elemente der Sozialisation der bestimmenden Mitglieder der Gruppe einerseits und andererseits ihre unterschiedlichen Wege in den Widerstand, die kollektiven und individuellen Ziele ihres Wirkens herauszuarbeiten. Das Ergebnis ist eine plastische Tiefenschärfe der Akteure der Widerstandsgruppe. Des Weiteren wird der Beweggrund für die hektische Aktivität der NS-Bürokratie dargestellt, den „Fall“ Weiße Rose in kürzester Zeit zum „Abschluss“ zu bringen, d.h. die Akteure der Flugblatt- und nächtlichen Malaktionen zu ermorden. So stellte der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof fest: „Es handelt sich im vorliegenden Verfahren wohl um den schwersten Fall hochverräterischer Flugpropaganda, der sich während des Krieges im Altreich ereignet hat.“ Der Band führt im Einzelnen auf: die Ereignisse des 18. Februar 1943, die Flugblattaktionen, alle sechs Flugblätter in vollem Wortlaut, eingeschlossen den Flugblattentwurf von Christoph Probst vom 28./29. Januar 1943 (nicht mehr vervielfältigt), eine gestraffte Geschichte der Weißen Rose, biographische Angaben über die Akteure der Widerstandsgruppe und die NS-Verfolger Robert Mohr, Anton Mahler und Roland Freisler, die kurze „Nachblüte“ der Weißen Rose, die Anklageschrift vom 21. Februar 1943, das Urteil des Volksgerichtshofes und die Wahrnehmung und Einschätzung der Weißen Rose von 1943 bis zum Kriegsende. Hervorzuheben ist besonders die Wiedergabe der Vernehmungprotokolle, die durch die Gestapo erstellt wurden. Sie umfassen mehr als die Hälfte des 534 Seiten umfassenden Bandes. Nach dem Krieg kamen diese Protokolle in die Hände der Roten Armee, wurden dann nach Moskau verbracht und hier einem Sonderarchiv zugeordnet. Jahre später übergaben die sowjetischen Behörden die Vernehmungprotokolle an die DDR (bis auf die Unterlagen über Alexander Schmorell, der deutsch-russischer Herkunft war). Die Archivalien wurden in der DDR dem Zentralen Parteiarchiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED und z.T. dem Archiv des Ministeriums für Staatssicherheit zugeordnet. Bis 1990 blieben die Dokumente unter Verschluss und waren (bis auf ganz geringfügige Ausnahmen) der Forschung entzogen. Ergänzt werden die nun veröffentlichten Archivalien

durch ein von den NS-Behörden angewiesenes Gutachten über die Flugblätter, angefertigt von dem Altphilologen Prof. Richard Harder. Die Anklageschrift im zweiten Prozess gegen die Angehörigen der Widerstandsgruppe Alexander Schmorell, Willi Graf und Prof. Dr. Kurt Huber ist ebenfalls im Band enthalten. Alle Genannten wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Das vorliegende Kompendium ermöglicht dem Leser quellengesicherte Einsichten in die Widerstandsarbeit der Weißen Rose, auch, dass ihr Wirkungskreis weit über die Stadt München hinausreichte und von Anfang an eindeutig politischen Charakter trug. Wesentlich ist die Feststellung Chaussys, dass das zweite Flugblatt, im Juni 1942 verfasst, den einzigen, bis heute bekannten öffentlichen Protest des inneren deutschen Widerstandes gegen den Holocaust enthält. Die Weiße Rose folgte nicht abstrakt-moralischen Motiven und Zielen. Sie reflektierte sehr genau den Kriegsverlauf und die Politik Hitlerdeutschlands sowie der Staaten der Antihitlerkoalition. Die von Sophie Scholl geäußerte Hoffnung, dass der Mord an den Mitgliedern der Weißen Rose eine studentische Rebellion auslösen würde, erfüllte sich nicht. Doch ihre Tat bleibt unvergessen und mahnt, dem alten und neuen Faschismus mutig zu trotzen. Schon wenige Wochen nach dem Justizmord von München war der Name der Weißen Rose weltbekannt. Im Juni/Juli 1943 warfen Flugzeuge der Royal Air Force ihr sechstes Flugblatt über Nazideutschland in hunderttausenden Exemplaren ab. Das NKFD, soeben in der UdSSR gegründet, organisierte den Abwurf des Flugblattes in großer Stückzahl über der Frontlinie. Und Thomas Mann ehrte in seiner Rede über BBC London (27. Juni 1943) die Studenten von München mit den Worten: „Brave, herrliche junge Menschen! Ihr sollt nicht umsonst gestorben, nicht vergessen sein... Es dämmert ein neuer Glaube an Freiheit und Ehre!“

**Ulrich Chaussy, Gerd R. Ueberschär: „Es lebe die Freiheit!“ Die Geschichte der Weißen Rose und ihrer Mitglieder in Dokumenten und Berichten. Frankfurt: Fischer Taschenbuch, 2013**

Peter Fisch

## George Orwell und der Spanische Bürgerkrieg

Der Spanische Bürgerkrieg gilt als Vorbote des Zweiten Weltkriegs. Mit Hilfe des faschistischen Italiens und des nationalsozialistischen Deutschlands gelang es den rechtsgerichteten Putschisten um General Franco das Land zu erobern. Einer der gegen die Franquisten kämpfte, war der damals 23-jährige britische Schriftsteller George Orwell, mit richtigem Namen Eric Arthur Blair. Orwells Erlebnisse und deren Wirkung auf sein literarisches Werk beschreibt und untersucht nun die Arbeit des Franzosen Louis Gill.

Im ersten Kapitel des 157 Seiten dünnen Buches fasst Gill die gesellschaftliche Situation Spaniens am Anfang des 20. Jahrhunderts zusammen. Der Leser erfährt von politischen und gesellschaftlichen Unruhen in einem wirtschaftlich schwachen und äußerst heterogenen Land, dem Ausruf der Demokratie und dem Aufstand des Militärs. Sehr gut gelingt das



## Buchbesprechungen

Aufzeigen der Interessen anderer Nationalstaaten an Spanien und das daraus resultierende Verhalten internationaler Politik. Während Italien und Deutschland die Faschisten um General Franco wirtschaftlich und militärisch unterstützten, hielten sich Briten, Amerikaner und Franzosen zurück, da sie die Enteignung des Besitzes ihrer Unternehmen in Spanien fürchteten. Die Sowjetunion unterstützte die linke Regierung, ließ sich diesen Dienst jedoch ausgezeichnet bezahlen und sorgte für den Aufstieg stalinistischer Funktionäre in Spanien. Anarchisten, Sozialisten, Sozialdemokraten und Gewerkschafter, die den Staat ebenso wie die Kommunisten aufgebaut hatten, verloren dagegen an Macht.

Dies erfuhr auch George Orwell, der sich im Dezember 1936 in Barcelona den Kämpfern der Arbeiterpartei der Marxistischen Einheit POUM und nicht den Internationalen Brigaden anschloss, da ihm ein Empfehlungsschreiben durch die Kommunistische Partei Großbritanniens aufgrund politischer Unzuverlässigkeit verwehrt wurde.

Mit der POUM kämpfte Orwell in Aragon. Hier entstand sein Misstrauen gegen die Sowjetunion, die gezielt Waffen, welche für die Truppen bestimmt waren, zurückhielt. Die POUM, die von den Kommunisten als potenzielle Konkurrenz und Gefahr gesehen wurde, sollte möglichst schwach gehalten werden. Das Schlüsselerlebnis, welches Orwells antisowjetische Haltung für immer prägen sollte, geschah jedoch bei einem Fronturlaub in Barcelona. Während der Maiunruhen 1937, als gezielt Jagd auf Oppositionelle gemacht wurde, wurde er von stalinistischen Maschinengewehren unter Beschuss genommen. Mit diesen Erfahrungen kehrte er an die Front zurück, wurde jedoch kurz darauf durch einen Halsdurchschuss schwer verwundet und musste seinen Kriegsdienst abbrechen. Zurück in Barcelona wurde der Brite im Zuge kommunistischer Massenverhaftungen polizeilich gesucht. Im Juni 1937 floh er gemeinsam mit seiner Frau über die französische Grenze. Der stalinistische Terror im Land ging dagegen weiter. Der sowjetische Geheimdienst kontrollierte das Land, verhaftete etliche Andersdenkende, allen voran Gewerkschafter, Anarchisten und sogenannte Trotzkisten. Viele der Gefangenen wurden hingerichtet. Zurück in Britannien schrieb Orwell das Verarbeitete auf. 1938 erschien „Mein Katalonien“. 1945 folgte „Farm der Tiere“, ehe 1949 Orwells berühmter Roman 1984 verlegt wurde.

Im zweiten Teil des Buches beleuchtet Gill verschiedene Werke und Schriften, die Einfluss auf Orwells Schreiben und Denken hatten. Nennenswert ist dabei André Gides „Zurück aus Sowjetrußland“, ein Reisebericht, in dem er die UdSSR und den Totalitarismus auf das Schärfste kritisiert und dabei weltweit bei linken Intellektuellen für Entrüstung sorgte. Laut Gill einten Orwell und Gide der Kampf für die Meinungsfreiheit, die Freiheit des Andersdenkenden. Ihr Verlust war zugleich deren Hauptkritikpunkt am Totalitarismus. Um einen solchen Totalitarismus zu bekämpfen, schlug Orwell beispielsweise die Bewaffnung der Bürger Großbritanniens vor. Doch nicht nur die stalinistische Form der Freiheitsberaubung wurde durch Orwell kritisiert. Ebenso problematisierte er die nicht vorhandene Freiheit im Weltbild des neoliberalen Ökonomen

Friedrich von Hayek. Stattdessen müsse man die Planwirtschaft mit der Freiheit des Geistes kombinieren.

Im letzten Kapitel untersucht der Autor weitere Einflüsse, die Orwells Schriften geprägt haben. Neben der Vorstellung utopischer Romane sowie deren Gemeinsamkeiten und Unterschiede gegenüber „1984“, arbeitet Gill die Parallelen der Entscheidungen der politischen Akteure im Buch sowie die Entscheidungen der USA, Großbritanniens und der Sowjetunion bei den Konferenzen von Teheran, Jalta und Potsdam heraus. Oberste Prämisse sei in beiden Fällen die eigene Machterhaltung gegenüber den Bürgern gewesen.

Zum Schluss ergründet Gill Orwells Schlussfolgerungen für die Zukunft der Menschheit. Dabei stellt er fest, dass Orwell die in seinen Werken gezeichnete Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit nicht zwangsläufig als Schicksal der Menschheit betrachtet. Vielmehr sind diese als Warnung einer menscheitsbedrohenden, aber keinesfalls unausweichlichen, Entwicklung zu sehen. Um diese Entwicklung zu stoppen, plädiert Orwell für einen demokratischen Sozialismus, in dem Freiheit, Gleichheit und Internationalismus zusammenwirken.

Gills Versuch Orwells Erfahrungen im Spanischen Bürgerkrieg und dessen Folgen für seine weitere literarische und politische Entwicklung darzustellen, ist sehr gut gelungen. In seinem kurzen und sehr gut zu lesenden Werk schafft es der Autor mit Hilfe etlicher Quellenbelege Orwells Entwicklung nachvollziehbar zu machen. Mit dem Buch gelingt es ihm den Leser zum Lesen weiterer Bücher Orwells zu animieren. Wer „1984“ und die „Farm der Tiere“ bereits gelesen hat, kann beispielsweise auf das oftmals zu wenig beachtete Werk „Mein Katalonien“ zurückgreifen.

**Louis Gill: George Orwell. Vom spanischen Bürgerkrieg zu 1984. Lich: Edition AV, 2012**

**Holger Hertel**

## Widerstandskämpferin in der Wilhelmstraße

Dass die Erinnerung an den antifaschistischen Widerstand immer auch geschichtspolitische Dimensionen besitzt, zeigt sich exemplarisch am Beispiel der Antifaschistin Ilse Stöbe, die sich im Umfeld der „Roten Kapelle“ aus dem Zentrum der Macht gegen den faschistischen Krieg engagiert hat und dafür von den NS-Schergen hingerichtet wurde.

Der Rezensent muss gestehen, dass ihm der Name – abgesehen von dem Beitrag von Ulrich Sahm im Sammelband zur „Roten Kapelle“ – bis zur Lektüre des vorliegenden Buches nicht geläufig war, obwohl er sich recht intensiv mit den verschiedenen Bereichen des antifaschistischen Handelns befasst hat. Wie konnte es geschehen, dass das Handeln dieser Frau 70 Jahre lang vergessen bzw. verschwiegen werden konnte?

Sie fiel in ein „Vakuum der Geschichtsschreibung des Kalten Krieges“, wie es Johanna Bussemer und Wolfgang Gehrcke in ihrem Vorwort formulierten, in dem sie die Genese der Aufarbeitung nachzeichneten. Drei Dinge kamen in Ilse Stöbes Fall zusammen, die das Erinnern erschwerten: In der BRD und insbesondere in ihrer ehemaligen Dienststelle, dem Auswärtigen Amt, galt sie als russische Spionin, was jegliche Würdigung verhinderte. In der DDR war zwar ihr Handeln bekannt. Da sie aber weder Teil der „Roten Kapelle“,

noch der politischen Organisationen war und ihr Kontaktmann Rudolf Herrstadt lange Zeit aus der Geschichtsbetrachtung ausgeschlossen war, wurde sie auch dort nicht angemessen wahrgenommen. Und Familienangehörige, die sich später vielleicht um ihre Rehabilitierung bemühen konnten, waren als Anhänger der Gruppe „Europäische Union“ ebenfalls verhaftet und später ermordet worden. So fühlte sich im eigentlichen Sinne niemand verantwortlich, die Erinnerung an Ilse Stöbe wach zu halten.

Zwar gab es bereits knappe biographische Skizzen, jedoch bot erst die umfangliche Auseinandersetzung um die Geschichte des Auswärtigen Amtes die Möglichkeit, Mittel für die Forschung über Ilse Stöbe bereit zu stellen. Sabine Kebir und Hans Coppi konnten für das Vorhaben gewonnen werden, und das Ergebnis dieser Forschungsarbeit ist beeindruckend.

Hans Coppi, der seit vielen Jahrzehnten – nicht nur aus familiärem Interesse – einer der kompetentesten Historiker zur Geschichte der „Roten Kapelle“ ist, legte eine „biographische Skizze“ vor, die in beeindruckender Weise die Person Ilse Stöbe in das Netzwerk der Unterstützer der „Roten Kapelle“, insbesondere Rudolf Herrstadt und Rudolf von Scheliha einordnet. Er zeichnet nach, wie der Kontakt und die Zusammenarbeit mit Theodor Wolff, Chefredakteur des Berliner Tageblattes, und die gemeinsame Arbeit mit Rudolf Herrstadt als Auslandskorrespondentin in Warschau die junge Frau aus eher kleinbürgerlichen Kreisen zu einer politisch überzeugten Mitarbeiterin des sowjetischen Nachrichtendienstes GRU machte. Mit Hilfe des Botschaftsrates Rudolf von Scheliha erhält sie eine Anstellung in der Informationsabteilung des Auswärtigen Amtes, wo sie auch Carl Helfrich, ihren Lebenspartner, unterbringen kann. An dieser Schnittstelle der faschistischen Expansionsplanung konnte sie unter dem Decknamen „Alta“ seit Anfang 1940 dem GRU wichtige Einschätzungen der strategischen Kriegsplanung des deutschen Faschismus übermitteln. So übermittelte sie Ende Dezember 1940, sie habe „aus bestinformierten Militärkreisen erfahren, dass Hitler den Befehl gegeben hat, mit den Vorbereitungen auf den Krieg gegen die UdSSR zu beginnen“ (S. 193). In einem Dokument vom 7. Juni 1941 benannte sie als Termin des zu erwartenden Kriegsbeginns die Zeit „nach dem 20. Juni“ (S. 196). Diese und weitere Dokumente im Anhang des Buches zeigen die Bedeutung der Aufklärungsarbeit von Ilse Stöbe. Im Herbst 1942 wird sie im Zusammenhang mit den Ermittlungen gegen die „Rote Kapelle“ enttarnt, am 14. Dezember gemeinsam mit Rudolf von Scheliha verurteilt und am 22. Dezember 1942 in Plötzensee hingerichtet.

In Ergänzung der Biographie untersucht Sabine Kebir die Rezeptionsgeschichte dieser Widerstandskämpferin. Ihr Ausgangspunkt sind vier Zeugnisse „aus erster Hand“ (Theodor Wolff, Helmut Kindler, Gerhard Kegel, Greta Kuckhoff), die auf unterschiedliche Weise einen Blick auf die Persönlichkeit Ilse Stöbes werfen. Während Wolff Ilse Stöbe bereits 1937 unter dem Namen Gerda Rohr ein Denkmal setzte, sind die anderen Aufzeichnungen retrospektiv, jedoch ebenfalls sehr persönlich angelegt. Während des Kalten Krieges war jedoch für solche „menschliche Betrachtungsweise“ kein Platz. Hier wurden – gerade die Angehörigen und Mitstreiter der „Roten Kapelle“ – die Nazi-gegner in der jeweiligen Perspektive entweder als Vaterlandsverräter und Sowjetspione (was in den 1950er Jahren der BRD das politische „Todesurteil“ war) oder aber Kämpfer und „Kundschafter“ unter Führung der KPD (so die politische Verengung in der DDR der 1950er und 1960er Jahre) konnotiert.

Wer sich „grenzüberschreitend“ erinnern wollte, wie beispielsweise der Schweizer Theologe Karl Barth 1954 im Wiesbadener Landtag, der musste sich anschließend vom SPD-Kultusminister sagen lassen, das sei „nicht das geeignete Thema für eine Feierstunde zum Volkstrauertag gewesen“.

Kebir zeichnet akribisch die verschiedenen Ansätze der Rehabilitation Ilse Stöbes in den vergangenen Jahrzehnten nach, macht aber auch deutlich, dass ihre Spuren „immer wieder vorsätzlich verwischt wurden“. „Ilse Stöbes Namen auf der Ehrenafel (am Auswärtigen Amt, U.Sch.) setzt auch einen Schlusstrich unter ein gleichermaßen empörendes wie von Kleinigkeiten geprägtes Kapitel des Kalten Krieges“ (S. 183).

**Hans Coppi, Sabine Kebir: Ilse Stöbe. Wieder im Amt. Eine Widerstandskämpferin in der Wilhelmstraße. Hamburg: VSA, 2013**

Ulrich Schneider

### Joseph Wulf: Historiker wegen Auschwitz

Wie aussichtslos es war, in der unmittelbaren Nachkriegsgesellschaft, die Deutschen an ihr gerade erst militärisch aufgehaltenes Menschheitsverbrechen zu erinnern, verdeutlicht das Schicksal des Lagerüberlebenden und Historikers Joseph Wulf. Er war einer der ersten, der die industrielle Ermordung der europäischen Juden ins Zentrum der Darstellung des Nationalsozialismus rückte und die postnazistische Volksgemeinschaft mit ihren Taten konfrontierte. Dass ihm dabei von fast jeder Seite Feindseligkeit und Argwohn entgegenschlugen, verdeutlicht die Biografie des Historikers Klaus Kempter. Sie ist zentriert um Wulfs Entschluss, sein Leben der Dokumentation und Erforschung des deutschen Versuchs der Vernichtung der Juden zu widmen.

Joseph Wulf, 1912 in Chemnitz geboren, wuchs im polnischen Krakau in wohlhabenden Familienverhältnissen auf. Dort besuchte er das staatliche Gymnasium als auch die ansässige Talmudhochschule und wurde zum Rabbiner ausgebildet; zeitlebens blieb für ihn die ostjüdisch-chassidisch-jiddische Kultur ein prägender Teil seines Selbstverständnisses.

Nach der deutschen Besetzung Polens wurde die Familie ins Ghetto Krakau deportiert. Dort trat Wulf einer entstehenden Widerstandsgruppe bei, die sich später der Jüdischen Kampforganisation (Zydowska Organizacja Bojowa) anschloß und im Raum Krakau-Bochnia arbeitete. März 1943 flog Wulfs Gruppe durch Spitzel auf, er wurde verhaftet, gefoltert und daraufhin nach Auschwitz-Monowitz, dem Sklavenarbeitslager für das Buna-Werk der IG Farben, deportiert. Dort überlebte er – trotz seiner schwächlichen Konstitution – fast zwei Jahre, bevor er kurz vor Kriegsende bei einem der sogenannten Todesmärsche fliehen konnte. Seine Eltern und sein Bruder samt Familie hatten dagegen kein Glück. Joseph Wulfs Vater, Szyja, wurde – hier gibt es unterschiedliche Aussagen – entweder bereits August 1942 in Bochnia bei der ersten großen „Aktion“ der Deutschen im dortigen Ghetto ermordet oder starb im Arbeitslager Płaszów, jenem Lager, das ab Anfang 1943 der österreichische SS-Hauptsturmführer Amon Göth leitete. Wulfs Mutter, Ettl Laja, wurde 1943 im Vernichtungslager Bełżec getötet, ebenso ihre Enkelin Riwka, die Tochter von Wulfs Bruder Pinkus Elias; dieser erstickte in einem Transport nach Auschwitz, seine Frau starb in der Gaskammer von Birkenau. Joseph Wulfs Frau Jenta und der

damals sechsjährige Sohn überlebten zunächst im Ghetto Bochnia, danach unter erbärmlichen Bedingungen eineinhalb Jahre versteckt in einem Erdloch – sie fanden sich Februar 1945 in Krakau wieder.

Nach Kriegsende blieben die überlebenden Wulfs zunächst in Polen, wo Joseph Wulf von 1945 bis 1947 Exekutivmitglied der „Zentralen Jüdischen Historischen Kommission“ war. Im Sommer 1947 emigrierte er nach Frankreich – seine Familie zog 1948 nach – und gründete dort zusammen mit Michał Borwicz, dem einzigen jüdischen Kommandanten in der ehemaligen polnischen Heimatarmee, das „Centre pour l’Histoire des Juifs Polonais“. Die Jüdische Historische Kommission sammelte bereits kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Dokumente über die deutsche Besetzung und Judenvernichtung, die u.a. Wulf veröffentlichte. 1955 publizierte er mit dem Historiker Léon Poliakov die bekannte Dokumentensammlung „Das Dritte Reich und die Juden“. Bald darauf folgten, ebenfalls zusammen mit Poliakov, eine Dritte-Reich-Dokumentation über „seine Diener“ und „seine Denker“, sowie zahlreiche weitere Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft.

Wulf setzte damit fort, was die Churban-Historiker – „Churban“ war in Vergegenwärtigung der Zerstörung des Jerusalemer Tempels die erste hebräische Bezeichnung des Judenmordes – in der Tradition Simon Dubnows und Emanuel Ringelblums, mit dem Sammeln möglichst vieler Überreste der jüdischen Vergangenheit bezweckten.

In der formierten Gesellschaft der Wirtschaftswunderzeit bildete Wulf mit seinen Publikationen ein Gegengewicht nicht nur zur Schuld- und Erinnerungsabwehr der Deutschen, sondern auch zum sich entwickelnden geschichtswissenschaftlichen Umgang mit dem NS-Massenmord. Gegen die strukturalistischen beziehungsweise funktionalistischen Verharmlosungen des Nationalsozialismus durch den Wissenschaftsbetrieb sprach der Auschwitz-überlebende von individueller Täterschaft und persönlicher Verantwortung – bereits Mitte der 1950er Jahre kratzte er am Mythos von der „sauberen Wehrmacht“.

Trotz einiger Auszeichnungen stieß Wulf auf breites Schweigen; selbst im Kreis der Forscher über den Nationalsozialismus blieb er ein Außenseiter. Besonders konfliktträchtig war dabei sein Verhältnis zum Münchner Institut für Zeitgeschichte und dessen Direktor Martin Broszat. Man warf ihm vor, „befangen“ zu sein, weil er zu den Opfern der Naziherrschaft zähle. Dass Wulf zweifellos „befangen“ war, zeigte allein die tätowierte Nummer auf seinem Unterarm, während Broszat, Jahrgang 1926, von seiner persönlichen Nummer, der eines NSDAP-Mitglieds, angeblich nicht mal wusste und nach Hitler-Jugend und Wehrmacht anscheinend unbefangen bei der Erforschung des Holocaust sein konnte.

Resigniert, zutiefst traumatisiert durch die Lagererfahrungen und nach dem Tode seiner Frau vereinsamt, stürzte sich Wulf am 10. Oktober 1974 aus dem vierten Stock seiner Berliner Wohnung. Der zweite Teil seines Leben blieb, wie bei viel zu vielen Überlebenden der Shoa, ein Selbstmord auf Raten, ein nicht mehr heimisch werden können in dieser Welt, wie es Jean Améry ausdrückte. An seinen Sohn David schrieb Joseph Wulf zwei Monate vor seinem Tod: „Ich habe hier 18 Bücher über das Dritte Reich veröffentlicht, und das alles hatte keine Wirkung. Du kannst dich bei den Deutschen totdokumentieren, es kann in Bonn die demokratischste Regierung sein – und die Massenmörder gehen frei herum, haben ihr Häuschen und züchten Blumen.“

**Klaus Kempter: Joseph Wulf. Ein Historiker-schicksal in Deutschland, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2012**

Markus Bitterolf

### Auf Spurensuche in Rauschholzhausen

Rauschholzhausen liegt im Ebsdorfergrund, gehört zum Landkreis Marburg-Biedenkopf und hat rund 1200 Einwohner, alle christlichen Glaubens. Es ist eine hübsche, ländliche und ruhige Gegend. Nichts erinnert heute mehr daran, dass in diesem idyllischen Fachwerkdorf bis 1933 eine intakte kleine jüdische Gemeinde existiert hat, die sukzessive immer kleiner wurde, bis die letzten Mitglieder am 6. September 1942 schließlich in die Vernichtungslager deportiert worden sind.

Den langen Weg von der anscheinend heilen Welt der Dorfgemeinschaft bis dahin beschreibt die Autorin Annamaria Junge in ihrem Buch „Niemand mehr da. Antisemitische Ausgrenzung und Verfolgung in Rauschholzhausen 1933-1942“. Sie geht auf Spurensuche nach denen, die nicht mehr da sind, in dem Dorf, in dem sie als Kind die Ferien bei ihren Großeltern verbracht hat und in dem ihre Mutter aufgewachsen ist. Irgendwann entdeckt sie den etwas abseits gelegenen jüdischen Friedhof. Sie fragt sich, wo diejenigen geblieben sind, die ihn einst benutzten. Was ist mit ihnen geschehen und warum erinnert nichts in Rauschholzhausen an diese Menschen? Sie fängt an zu fragen: ihre Großeltern, ihre Mutter, Nachbarn und andere Dorfbewohner, die die Zeit des Dritten Reichs persönlich noch miterlebt haben. Viele reden mit ihr. Sie erfährt, dass ihr leiblicher Großvater SA-Mitglied war. Man erinnert sich daran, dass es da mal Juden gegeben hat und dass die sich irgendwann „weggemacht“ haben oder „abgeholt“ worden sind. Sie erzählen auch von den Schikanen und dem Terror, dem die Juden ab 1933 durch die Dorfbevölkerung ausgeliefert waren, aber das waren immer die anderen, die das gemacht haben, vieles hat man aber auch „vergessen“.

In den letzten Jahren sind viele Bücher von engagierten Lokalhistorikerinnen und Lokalhistorikern erschienen, die die jüdische Geschichte ihres Heimatortes aufgearbeitet haben: Geschichtsforschung „von unten“ als Basis für geografisch übergreifende Forschungen. Was das Buch von Annamaria Junge von vielen dieser verdienstvollen und wichtigen Arbeiten unterscheidet, ist die persönliche Betroffenheit. Mitglieder ihrer eigenen Familie sind involviert, spielen sogar eine nicht unerhebliche Rolle während der nationalsozialistischen Terrorherrschaft in Rauschholzhausen. Eine solche Subjektivität ist eigentlich keine gute Grundlage für eine wissenschaftliche Arbeit. Doch machen gerade diese Emotionen das Buch so lesenswert. Es sind die Scham und die Unsicherheit gegenüber den Überlebenden und die Betroffenheit und das Entsetzen über den nach wie vor vorhandenen Antisemitismus ihrer nichtjüdischen Gesprächspartner, die Gefühllosigkeit und Naivität, wie sie über die Geschehnisse vor rund 80 Jahren berichten, denen man auch als Leser heute fassungslos gegenüber steht.



## Buchbesprechungen

Noch etwas anderes unterscheidet Junges Arbeit von vielen anderen. Sie nennt die Namen der Täterinnen und Täter. Sie beschreibt, wie diese mit ihren ehemaligen jüdischen Nachbarinnen und Nachbarn umgegangen sind, wie sie aus der dörflichen „Volksgemeinschaft“ ausgeschlossen wurden, wie ihnen die Lebensgrundlagen entzogen, wie sie enteignet wurden, wie viele tatenlos zuschauten, als die letzten jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner auf dem Zimmerplatz, dem zentralen Dorfplatz, zusammengetrieben und mit Lastwagen abtransportiert wurden, wie die nichtjüdischen Rauschholzhausener das zurückgebliebene Eigentum dieser Menschen „untereinander aufteilten“. Die meisten Aktionen gegen die jüdische Bevölkerung erfolgten in „vorausgehendem Gehorsam“ bereits vor der offiziellen Anweisung. Die Namen der Opfer werden genannt und die der Täter auch. Das ist mutig. Auch die nicht immer selbstlose Rolle von Helferinnen und Helfern im Dorf wird beleuchtet.

Annamaria Junge beschreibt in ihrem Buch die methodischen Vorüberlegungen, geht auf die Vorgeschichte der jüdischen Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein und beschreibt Familienporträts. Anhand der Eckdaten der nazistischen antijüdischen Gesetzgebungen erläutert sie die Situation in ihrem Dorf. Besonders tragisch ist die Lebensgeschichte von Sara Mendel, die ihre Familie durch die Shoah verloren hat und nach 1945 nach Rauschholzhausen zurückkehrt. Auch Walter und Martin Spier, jüdische Gesprächspartner von Annamaria Junge, kamen zurück. Doch die beiden Brüder merkten schnell, dass sie nicht willkommen waren und kehrten Deutschland schließlich den Rücken. Sara Mendel jedoch blieb als einzige Jüdin alt und krank zurück. Auch nach dem Ende der Nazi-Diktatur blieb sie aus der Dorfgemeinschaft ausgegrenzt. Einsam starb sie 1954 und wurde als letzte Jüdin auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt: „Das ist 'n vollkommen anderes Volk! Die Juden. [...] Ei, weil sie nicht dazugehörten!“, wird eine nichtjüdische Zeitzeugin im Buch zitiert. Eine erschreckende und ehrliche Antwort, die Unbelehrbarkeit und Uneinsichtigkeit zeigt, und deutlich macht, dass es eigentlich eine wirkliche Integration der Juden in die christliche Dorfgemeinschaft offensichtlich nie gegeben hat. Rauschholzhausen steht exemplarisch für viele solcher Orte auf dem Land.

Zum Schluss ihres sehr empfehlenswerten Buches beschreibt die Autorin einen Hachschara, einen landwirtschaftlichen Ausbildungsbetrieb für junge Menschen, die nach Palästina auswandern wollten, und der von 1946 bis 1947 in Rauschholzhausen existiert hat.

**Annamaria Junge: „Niemand mehr da“. Antisemitische Ausgrenzung und Verfolgung in Rauschholzhausen 1933-1942. Marburg: Jonas Verlag, 2012**

Monika Hölscher

## Die Massengewalt der Ustaša

Bereits während des Zweiten Weltkriegs stellen die kriegerischen Auseinandersetzungen in Südosteuropa einen sogenannten „Nebenkriegsschauplatz“ dar. In diesem „Schatten“

des Weltkriegs versucht die Ustaša durch den Einsatz von Massengewalt gegen ethnische Serben, Juden und Roma einerseits ihr nationalsozialistisches Ideal eines „homogenen Volkskörpers“ durchzusetzen sowie andererseits den kroatischen Satellitenstaat Unabhängiger Staat Kroatien (USK) zu konsolidieren.

Auch in der aktuellen Forschungsdiskussion stellt die Thematisierung des USK sowie der Ustaša ein Desiderat dar. Eine grundlegende Untersuchung der Ustaša-Herrschaft während des Zweiten Weltkriegs fehlt bisher nahezu gänzlich – lediglich Tvrtko P. Sojčić trug mit seinem 2008 erschienenen Werk zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Kroatien vor 1945 bei. Alexander Korb versucht nun durch die Untersuchung der Massengewalt der Ustaša eine Arbeit „an der Schnittstelle dreier Forschungsrichtungen“ (S. 17) zu lancieren und somit die Holocaustforschung mit der Genozid- bzw. Gewalt- sowie Faschismusforschung zu verbinden. Weiterhin stellt Korb den Analysewert des Faschismusbegriff im Kontext der von der Ustaša verübten Gewalttaten in Frage (S. 63). So sei eine innerhalb eines ethnisierten Bürgerkriegs auftretende Massengewalt als spezifisch „faschistische“ Gewaltform zu bezweifeln.

Zunächst führt der Autor jedoch in den Gewalttraum Balkan und seine Akteure ein. Er untersucht – zunächst epochenübergreifend – das Auftreten von ethnisch motivierter Gewalt in der Donau-Balkan-Region. Eher nebenbei gelingt Korb hierbei eine knappe Einführung in die weit zurückreichenden komplizierten Grundlagen der ethnischen Konflikte in dem von ihm untersuchten Feld. Hierbei nimmt insbesondere der Erste Weltkrieg und die aus ihm resultierenden staatlichen und ethnischen Entwicklungen eine gesonderte Stellung innerhalb der Untersuchung ein. Darüber hinaus verweist er auf mögliche Kontinuitätslinien der Gewalt gegen die Zivilbevölkerung in Mittelosteuropa zwischen den beiden Weltkriegen – wobei er einräumt, dass „es vorschnell [wäre], direkte Linien [vom Ersten Weltkrieg] zu den Massenmorden während des Zweiten Weltkriegs zu ziehen“ (S. 48).

Unter Heranziehung der triadischen Gewalttypologie Jan Philipp Reemtsmas – lozierende Gewalt, welche Körper zu entfernen sucht, raptive Gewalt, die sich der Körper bemächtigt, um diese für Interessen zu nutzen sowie die um ihrer selbst willen verübte autotelische Gewalt – untersucht Korb anschließend die von der Ustaša ausgeführten Gewaltakte im Kontext von Vertreibungen, Massakern sowie der etablierten (Konzentrations-)Lager in Kroatien.

Durch die gesamte Studie zieht sich die Frage nach den Ursachen, Umfeld und Bedingungen, welche die Gewalttaten der Ustaša möglich machten. Korb interpretiert das Auftreten der Massengewalt gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien nicht als Folge eines bereits vorhandenen Generalplans, welcher bei Etablierung des USK umgesetzt werden konnte. Vielmehr sieht er die einsetzende Gewalt als Resultat des nach Etablierung des USK eintretenden Machtvakuum einerseits sowie des Interessengegensatzes und, damit einhergehend, der gegeneinander ausgerichteten Handlungen der italienischen und deutschen Besatzungsmächte andererseits. Der sich entwickelnden gewaltvollen Eigendynamik wurde zwar von staatlicher Seite sowie seitens der in ihren Interessengebieten operierenden Mächte Deutschland und Italien versucht entgegenzuwirken, doch breitete sich diese vielmehr aus – insbesondere nachdem sich einige Gemeinden der ethnischen Homogenisierung zu widersetzen suchten.

Letztlich konnte der USK lediglich in wenigen Bereichen auf vorhandene staatliche Strukturen zurückgreifen, was zu einer Abhängigkeit von

der Initiative lokaler Ustaša-Anhänger führte. Diese agierten weitgehend nach eigenen Vorstellungen und folgten weniger den staatlichen Weisungen. Die zwingende Folge war das Auseinanderbrechen der staatlichen Struktur einhergehend mit dem Versagen des Systems, was in „apokalyptische[n] Verhältnisse[n]“ (S. 394) resultierte.

Besonders hervorzuheben ist Korbs Thematisierung des Habitus der Ustaša-Lagerwachen. Der Autor gelangt zu dem Schluss, dass sich dieser im Lager selbst entwickelte und nicht im Vorhinein durch Indoktrination unterrichtet werden musste. „Mit anderen Worten: Sie [die Ustaša-Lagerwachen] mussten nicht lange trainiert werden, um im Lager zu brutalen Aufsehern zu werden“ (S. 378). In Kombination mit den scheinbar chaotischen Verhältnissen führte dies temporär zu einer Todesrate von etwa 50 Prozent (S. 396) innerhalb der von der Ustaša geführten Lager in Kroatien.

Zwar wäre es wünschenswert gewesen, wenn Alexander Korb mehr Quellen in seiner Studie zitiert hätte, doch bietet sein Werk eine gut lesbare – wenn auch sehr analytische – Untersuchung zur spezifischen Massengewalt der Ustaša zwischen 1941 und 1945. Insbesondere die den Gewalthandlungen zu Grunde liegenden Motive und Interessen in Zusammenhang mit den bürgerkriegsähnlichen Zuständen sowie der damit einhergehenden zunehmenden Eigendynamik der Gewalt werden deutlich. Folglich wird Korb seiner Idee der Untersuchung von Gewaltphänomenen an der Schnittstelle mehrerer Forschungsrichtungen gerecht und verbindet die Holocaust-, Genozid-/Gewalt- sowie die Faschismusforschung eindrücklich. Darüber hinaus wirft seine Studie neue Fragen auf und fordert zu weiteren Forschungen auf.

**Korb, Alexander: Im Schatten des Weltkriegs. Massengewalt der Ustaša gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien 1941-1945. Hamburg: Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung, 2013.**

Sebastian Willert

## Zu Besuch in Frankfurt

Seit 1980 weilten mehr als 3.500 ehemalige jüdische Bürger und Bürgerinnen auf Einladung des Magistrats für zwei Wochen in der Stadt, in der sie in der NS-Zeit entrechtet und gedemütigt wurden, bevor sie sich zur Emigration entschließen konnten und auch die notwendigen Papiere bekamen. Als sich abzeichnete, dass dieses Besuchsprogramm aus Altersgründen zu Ende ging, beschloss die Stadtverordnetenversammlung 2007 eine Fortführung der Besuche nun mit den Kindern und Enkeln. Das vorliegende Buch dokumentiert den ersten, eine Woche dauernden Besuch dieser Gruppe, im Jahr 2012. Bei der Gestaltung des Programms konnten Erfahrungen berücksichtigt werden, die die Projektgruppe „Jüdisches Leben in Frankfurt“ bei der Begleitung der früheren Besuche gemacht hatte. Dazu gehörten beispielsweise zwei moderierte Gesprächsrunden unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die sich zuvor ja nicht kannten und von denen einige mit sehr gemischten Gefühlen kamen. Die Sozialwissenschaftlerin und Gruppenanalytikerin Susanna Keval berichtet, wie sehr „Verbundenheit, Kontakt und Anteilnahme“ Erinnerungen freisetzen und die Begegnungen vor allem mit deutschen Jugendlichen lebten. Bestandteil des neuen Besuchsprogramm ist neben Besuchen von Schulklassen, in der Regel an den Schulen, die die Eltern besucht hatten, vor allem die sorgfältig begleitete Spurensuche zu

den Wurzeln der eigenen Familie; sie führte in die Heimatchorte, auf Friedhöfe, in Archive und zu vielen Begegnungen. Die dokumentierten Beispiele – es sind 16 ganz verschiedene Geschichten – verdeutlichen die Bedeutung für die Enkelgeneration und zeigen zugleich, wie wichtig hier eine detaillierte Vorbereitung und Begleitung ist. Das mit vielen persönlichen Dokumenten und Fotos gestaltete Buch schließt mit einem Kapitel Handreichungen, in dem die Herausgeberin Angelika Rieber aufgrund ihrer reichen Erfahrungen auf die „Fallstricke und Herausforderungen für die Organisation von Begegnungen mit Zeitzeugen“ aufmerksam macht.

**Angelika Rieber (Hg.): Unsere Wurzeln sind hier in Frankfurt. Begegnungen mit ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurtern jüdischer Herkunft und ihren Kindern.** Karben: Morlant Verlag, 2013

Ursula Krause-Schmitt

### Aufstieg und Wandel der Berliner Arbeiterbewegung 1830 bis 1934

Weitgehend anhand von Erinnerungsberichten und Sekundärliteratur erzählt Axel Weipert die Geschichte des „Roten Berlin“ und der Arbeiterbewegung in der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Seine Arbeit ist gut lesbar und will „Geschichte durch Geschichten verständlich machen“ (S. 7). Aber leider wird weitgehend auf Nachweise und Belege verzichtet. Wer sich daran nicht stört, kann das Buch mit Gewinn lesen.

Weiperts Darstellung der Arbeiterbewegung von Berlin ist großenteils zugleich eine Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und der sie tragenden bzw. repräsentierenden Personen und Organisationen. In dieser Kompilation mehr oder weniger bekannter Ereignisse werden die Begriffe Arbeiter und Arbeiterbewegung in einem „sehr weiten Sinn“ (S. 9) verstanden. Zur Sprache kommen zahlreiche Einzelbeispiele. „Ausgewählt wurden solche Fälle, die besonders spektakulär oder wegweisend waren“ (S. 8). Dazu gehören eine „Schneiderrevolution“ (S. 11) oder „Kartoffelrevolution“ (S. 15), der Kampf gegen das Sozialistengesetz (S. 42 ff.) und die bekannte organisatorische Entwicklung. Es wird aber nicht deutlich, was exemplarische Bedeutung hat und was Allgemeingültigkeit beanspruchen kann.

Die Darstellung beginnt im Vormärz – um die „Revolution“ von 1848 – und umfasst zunächst die frühe (bis 1890) und späte Kaiserzeit (bis 1914) sowie den Ersten Weltkrieg. Die bekannten Themen sind schon mehrfach beschrieben worden: „Frieden oder Burgfrieden?“, „Brotkarten und Kohlrüben“ und die Spaltung der Deutschen – damit auch der Berliner – Arbeiterbewegung. Die „revolutionäre“ Zeit 1918/19 geht über in die Weimarer Republik und ihre Krise und schließlich die Etablierung der nationalsozialistischen Herrschaft 1933.

Die Frauen betreffenden Ereignisse und Organisationen hat Weipert in seine Darstellung integriert, z.B. als Hinweis auf den 1885 gegründeten „Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen“. Er geht – so kann oder muss (?) es gesehen werden – auch auf Klatschbedürfnisse ein, wenn er auf die Dreiecksbeziehung von Emma Ihrer – „eine der treibenden Kräfte der proletarischen Frauenbewegung“ (S. 52) – eingeht, die neben ihrer Ehe eine langjährige Liebesbeziehung mit dem Gewerkschaftsführer

Carl Legien hatte. Ein früheres skandalisierungsfähiges Thema stellen auch die Affären von Ferdinand Lassalle dar, der sich mehrfach verliebte und duellierte, bis er schließlich 1864 nach einem Schusswechsel starb. Leider enthält die informative Erzählung Weiperts über ein Jahrhundert Berliner Arbeiterbewegung keine Register der genannten Personen oder erwähnten Orte. Das Buch setzt – laut Umschlagstext – „kein umfassendes Vorwissen“ voraus und könnte – wenn es sie noch geben würde – eine gute Grundlage für Parteischulen sein. Fachleute finden nur äußerst bedingt Neues. Es wird die große Breite sozialer, politischer und kultureller Organisationen und Vereine – eine Bewegung, viele Parteien – des linken Milieus zur Sprache gebracht. Nur die trotzkistische Linie scheint der Autor übersehen zu haben. Er weist zwar auf die gewalttätigen und oft mit Toten endenden Straßenkämpfe am Ende der Weimarer Republik hin, aber lässt den Widerstand aus der Arbeiterbewegung mit einem Satz etwas zu kurz kommen: „Das weitgehende Scheitern der einstmals so starken Arbeiterbewegung im roten Berlin angesichts ihrer größten Herausforderung darf jedoch nicht vergessen lassen, dass es eben doch auch Widerstand gab“ (S. 234).

Der Titel „Das Rote Berlin“ sollte weniger als politisches Kennzeichen der behandelten Jahre zwischen 1830 und 1934 angesehen werden, auch wenn Weipert um Kontinuität bemüht ist: „Die klassische Arbeiterbewegung hat weitgehend zu bestehen aufgehört, in einem umfassenden Sinn als Emanzipationsbewegung hat sie aber keinesfalls ausgedient, sondern nur ihre Form verändert.“ (S. 237) Wenn das kein gutes Schlusswort – nicht nur für Weiperts abschließende Frage nach dem „Ende der Arbeiterbewegung?“ ist.

**Axel Weipert: Das Rote Berlin. Eine Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung 1830-1934.** Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag, 2013

Kurt Schilde

### Die Rettungsaktion „Weiße Busse“

Nach dem Überfall Deutschlands auf Dänemark und Norwegen im Jahr 1940 hat sich in diesen Ländern – trotz einer im Vergleich zu anderen Ländern „milderen“ Form der Besatzungspolitik – ein immer stärker werdender Widerstand gegen die faschistischen Besatzer entwickelt, nicht zuletzt weil auch Dänen und Norweger in Konzentrationslager deportiert worden sind.

Als Reaktion auf die immer stärker werdende Widerstandsbewegung setzte dann ab September 1944 eine immer rigide Besatzungspolitik ein. In deren Verlauf wurden dann Tausende Dänen zunächst interniert und anschließend in das KZ Neuengamme bei Hamburg verschleppt. Dort wurden sie u.a. von gut 30 dänischen SS-Freiwilligen bewacht.

Gegen Ende des 2. Weltkrieges haben verschiedene skandinavische Behörden versucht, sich vor Ort für die skandinavischen KZ-Häftlinge einzusetzen und auch versucht, diese im Rahmen der „Aktion Weiße Busse“ ab der zweiten Märzhälfte des Jahres 1945 aus Konzentrationslagern weg nach Skandinavien zu transportieren. Eine Befreiung der dänischen und norwegischen Gefangenen mit den „Weißen Bussen“ erfolgte dann zwischen dem 9. und 20. April 1945, die Geretteten wurden nach Schweden gebracht.

Es konnten durch diese Aktion zwar etwa 21.000 skandinavische KZ-Häftlinge aus dem Lager Neuengamme mit weiß gestrichenen Bussen des Schwedischen Roten Kreuzes befreit werden, dafür haben jedoch viele polnische, französische und russische KZ-Häftlinge ihr Leben verloren, weil sie im Zusammenhang mit dieser Aktion in Außenlager transportiert worden sind.

Im Mittelpunkt der „Aktion Weiße Busse“ stand Graf Folke Bernadotte, der damalige Vizepräsident des Schwedischen Roten Kreuzes und Neffe des Schwedischen Königs Gustav V. Er hatte die Bedingungen der Aktion seit Mitte Februar 1944 mit Reichsführer-SS Heinrich Himmler ausgehandelt, als eine Gegenleistung für das Herstellen von Kontakten zu den westlichen Alliierten, von denen sich Himmler einen Separatfrieden erhofft hatte.

Die „Aktion Weiße Busse“ ist weder in der alten BRD noch in der DDR umfassend wissenschaftlich erforscht worden. Eine verbesserte Forschung ist erst nach dem 50. Jahrestag der Aktion erfolgt. Der vorliegende Band führt einige aktuelle Ergebnisse der diesbezüglichen Forschungen und Zeitzeugenberichte zusammen.

Der erste Teil des Bandes thematisiert in acht Beiträgen verschiedene Aspekte der Problematik „Skandinavien unter deutscher Herrschaft – als Opfer und als Täter“. Diese Beiträge behandeln mehrheitlich das KZ Neuengamme und dessen Außenlager. Michael Grill und Ulrike Jensen weisen hier die Problematik des sogenannten „Skandinavienlagers“ nach, jenes als Schonungsblock bezeichneten Steingebäudes an der Lagerstraße, in dem sich vor der Aktion Tausende Kranke und Sterbende befunden haben, die dann im Zusammenhang mit der „Aktion Weißen Busse“ in Außenlager nach Salzgitter-Watenstedt sowie Hannover transportiert wurden. Dadurch wurde Platz für skandinavische Häftlinge geschaffen.

Im zweiten Teil befassen sich vier Beiträge kritisch sowohl mit den Hintergründen der Aktion als auch mit deren Rezeptionsgeschichten sowie mit den Erinnerungskulturen in Deutschland und in Skandinavien. Besonderes Verdienst der Autorinnen und Autoren ist hier, die ungeliebten und jahrzehntlang verdrängten negativen Seiten der „Aktion Weiße Busse“ zu thematisieren. Jörg Wollenberg macht sehr deutlich auf die Verhandlungen bezüglich der „Aktion Weiße Busse“ aufmerksam, die parallel zu den Räumungen der Lager in Auschwitz und den nachfolgenden Todesmärschen verlaufen sind. Himmler wollte einen Separatfrieden mit den Westmächten. Dafür nutzte er die KZ-Insassen als „Trumpfkarte“. Die Verhandlungen waren somit praktisch Schachergeschäfte um Menschenleben. Jörg Wollenberg verweist hier auch auf die damaligen „Doppelspiele“ Schwedens. Die Beantwortung der Fragestellung, ob Graf Bernadotte eine Schuld auf sich geladen hat, als er es zum Beispiel zwischen dem 26. und dem 27. März 1945 ablehnte, auch Juden und Nicht-Skandinavien nach Schweden zu transportieren, oder ob er mit seinen Bemühungen für die Rettungsaktion genau den Anweisungen der schwedischen Regierung gefolgt ist, die erst ab dem 27. März diese Beschränkungen lockerte, bleibt weiteren Forschungen vorbehalten. Izabela A. Dahl behandelt in ihrem Beitrag das Erinnern, bzw. das Nicht-Erinnern an die „Aktion Weiße Busse“. Weder in den



## Buchbesprechungen

drei großen KZ-Gedenkstätten der DDR noch in den KZ-Gedenkstätten der BRD hat es nach ihren Ausführungen eine Präsentation über die Aktion gegeben. Zwar sei heute in der BRD diese Aktion ein selbstverständlicher Teil des Befreiungsgeschehens, allerdings insgesamt bedauerlicher Weise immer noch weitgehend als ein akademisches Thema.

In dem abschließenden dritten Teil des Sammelbandes werden als wertvolle Ergänzungen dreizehn Zeitzeugenberichte präsentiert. Bei diesen Berichten handelt es sich um Erinnerungen von dänischen und norwegischen Überlebenden der Konzentrationslager. Zudem kommen hier auch zwei Fahrer der „Weißen Busse“ zu Wort, die außerdem Frauen aus dem KZ Ravensbrück nach Schweden gebracht haben.

Im Spannungsfeld der damaligen historischen Geschehnisse sowie den Handlungen einzelner Menschen gegen das NS-Regime oder zusammen mit ihm, auf kollektive Erinnerungen und auf Erinnerungen von einzelnen Akteuren präsentiert dieses Werk insgesamt ein sowohl sehr wissenschaftlich fortgeschrittenes als auch durchaus kritisch-differenziertes Bild der „Aktion Weiße Busse“.

**Oliver von Wrochem: Skandinavien im Zweiten Weltkrieg und die Rettungsaktion Weiße Busse. Ereignisse und Erinnerung. Berlin: Metropol Verlag, 2012**

Andreas Diers

## Theresienstadt – Ort von Täuschung und Vernichtung

Wie kein anderer Ort steht Theresienstadt für den Zynismus der nationalsozialistischen Vernichtungsstrategie. Der Weltöffentlichkeit wurde ein Vorzeige-Ghetto vorgegaukelt, das in Wirklichkeit von Hunger und hoher Sterblichkeit geprägt und voll in das Programm der „Endlösung“ eingebunden war. Der Historiker Wolfgang Benz hat nun die erste Gesamtdarstellung seit fast 60 Jahren vorgelegt.

Benz, emeritierter Professor der Technischen Universität Berlin und langjähriger Leiter des Zentrum für Antisemitismusforschung, bietet eine gut lesbare und unterschiedliche Aspekte berücksichtigende Monografie zu Theresienstadt, die erste umfassende Darstellung seit dem Standardwerk von H.G. Adler aus dem Jahr 1955. Adler war seinerzeit selbst in Theresienstadt interniert und hatte einen entsprechend anderen Blick auf das Geschehen. Besonders deutlich wird dies in der unterschiedlichen Bewertung der drei „Judenältesten“ Jakob Edelstein, Paul Eppstein und Benjamin Murmelstein, die an der Spitze einer sogenannten „jüdischen Selbstverwaltung“ standen. Von den Bewohnern Theresienstadts wurden diese Männer mehrheitlich als Kollaborateure und Handlanger der Nazis angesehen, und so verwundert es nicht, dass Adler an ihnen kaum ein gutes Haar ließ. Insbesondere Murmelstein, der die NS-Zeit im Gegensatz zu Edelstein und Eppstein überlebte, konnte diesen Makel bis zu seinem Tod 1989 nicht ablegen – berühmt ist der Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Gerschom Scholem, die ihn symbolisch zum Tode verurteilten.

Wolfgang Benz zeichnet ein wesentlich differenzierteres Bild der „Judenältesten“ und weist auf die Zwänge und die Tragik ihres Handelns hin.

Benz schildert auch die Vorgeschichte der böhmischen Festung, die Kaiser Joseph II. Ende des 18. Jahrhunderts zu Ehren seiner Mutter Maria Theresia bauen ließ, sowie die Nutzung als Internierungslager für Deutsche nach Ende des Zweiten Weltkriegs. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen aber die Jahre 1941 bis 1945 und damit das dunkelste Kapitel der ehemaligen Garnisonsstadt. 1940 wurde in der sogenannten „Kleinen Festung“ ein Gestapo-Gefängnis eingerichtet, ehe Ende 1941 auf Betreiben von Reinhard Heydrich, Adolf Eichmann und Karl Hermann Frank das Theresienstädter Ghetto errichtet wurde. Fast in Vergessenheit geraten ist die Tatsache, dass mehr als die Hälfte der dorthin deportierten etwa 141.000 Juden aus der Tschechoslowakei stammten.

Dennoch hält sich laut Benz bis heute der Mythos eines Altersghettos für privilegierte deutsche Juden, in dem vor allem gemalt und musiziert wurde. Was Theresienstadt wirklich ausmachte, sei an einem Zitat von Dr. Norbert Stern verdeutlicht: „Theresienstadt ist für den Sehenden eine Universität, und zwar die Universität des Leidens und der Leidenschaften, ferner eine Universität der Menschentypen und Menschenschicksale, eine Universität des Grauens und der Hölle, eine Universität der Finsternis und des Schwarzhandwerks, eine Universität des Todes, des Irrsinns, der Lüge, des Verfalls, der Tyrannei und ihrer Sklaverei.“ Dem blinden Dr. Stern widmet der Autor ein kleines Kapitel, wie auch an anderer Stelle biographische Einschübe wertvolle Ergänzungen darstellen, so z.B. über den Rabbiner Leo Baeck, zum Schicksal der damals siebenjährigen Edith Erbrich, geb. Bär, sowie über den Komponisten Viktor Ullmann. Letzterem war es wichtig zu betonen, „dass ich in meiner musikalischen Arbeit durch Theresienstadt gefördert und nicht etwa gehemmt worden bin, dass wir keineswegs bloß klagend an Babylons Flüssen saßen und dass unser Kulturwille unserem Lebenswillen adäquat war.“

Ein Kapitel widmet der Autor den Kindern in Theresienstadt. Deren Gedichte oder Zeichnungen zählen zu den eindrucksvollen Hinterlassenschaften künstlerischer Tätigkeit und erfahren wie auch die Kinderoper „Brundibar“ in der Rezeptionsgeschichte große Aufmerksamkeit. Jedoch waren auch die insgesamt 15.000 Kinder nicht von den Deportationen ausgeschlossen – nur wenige überlebten.

Ungeachtet der beachtlichen künstlerischen Aktivitäten im Ghetto ist Wolfgang Benz daran gelegen, Theresienstadt als das darzustellen, was es war: ein Ort, der voll und ganz in das Programm der „Endlösung“ eingebunden war. Der besondere Zynismus bestand darin, dass die Nationalsozialisten der Welt ein Illusionstheater vorführten, auf die Spitze getrieben anlässlich des Besuchs einer Delegation des Roten Kreuzes. Nicht weniger zynisch war der Dreh eines Propagandafilms, veranlasst von der SS, die den berühmten jüdischen Schauspieler und Kabarettisten Kurt Gerron zwang, Regie zu führen. Die Täuschungen der Nationalsozialisten sind laut Benz bis heute nicht gänzlich erfolglos geblieben, bestehe doch noch immer die stereotype Rezeption des Ghettos als Ort vor allem kultureller Aktivitäten, in dem bessere Lebensbedingungen als in anderen Lagern geherrscht hätten. Die nackten Zahlen sprechen eine deutlich andere Sprache: von den insgesamt etwa 141.000 nach Theresienstadt deportierten Juden überlebten nur 23.000, also ein Sechstel. Etwa 33.500 Menschen starben in Theresienstadt, die überwiegende Zahl wurde in Vernichtungslager – vor allem Auschwitz –

deportiert und umgebracht. Schon zu Beginn des Buchs weist der Autor darauf hin, dass Theresienstadt streng genommen nicht, wie zuweilen behauptet, als KZ zu bezeichnen ist, und das nicht nur aus rein formalen Gründen, da es nicht dem SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt in Berlin unterstellt war. Vielmehr fehlten dort eine ganze Reihe struktureller Merkmale eines Konzentrationslagers. Dennoch hebt Benz die wichtige Funktion des Ghettos in der Maschinerie des Völkermords hervor.

Wolfgang Benz ist es ein Anliegen, Theresienstadt zu entmythologisieren und als Ort zu schildern, der im Vernichtungsprogramm der Nationalsozialisten einen festen Platz hatte. Dies ist ihm mit einer fundierten Darstellung gelungen.

**Wolfgang Benz: Theresienstadt. Eine Geschichte von Täuschung und Vernichtung. München: C.H. Beck, 2013**

Andreas Dickerboom

## Gerda Taró – Fotografin des Bürgerkriegs

Was für ein Leben! Rasant, ereignisreich, kämpferisch – und viel zu kurz. Die Fotografin Gerda Taró – ihr eigentlicher Name war Gerda Pohorylle – starb durch einen tragischen Unfall nahe der Front bei Brunete im Spanischen Bürgerkrieg. Es war der 25. Juli 1937. Am Tag ihres Begräbnisses, dem 1. August, wäre Gerda Taró 27 Jahre alt geworden. Irme Schaber hat ihr ein umfassendes Buch gewidmet, das den ungewöhnlichen Lebensweg und das außerordentliche Werk Gerda Tarós in gleicher Weise würdigt.

Taró kam 1910 in Stuttgart zur Welt, Tochter einer wohlhabenden jüdischen Familie, die aus Ostgalizien eingewandert war. Der Vater verdiente sein Geld im Eierhandel, seinen Kindern ermöglichte er Bildung und einen offenen Zugang zur Welt. Gerda war hübsch, und so schick, dass sie von den Mitschülerinnen beneidet wurde, obendrein mit Witz und wachem Geist ausgestattet. Politik war nicht ihre Sache.

Das änderte sich, als Hitler an die Macht kam. Gerda lebte mittlerweile mit ihrer Familie in Leipzig. Die Weltwirtschaftskrise war an den Pohorylles nicht vorbeigegangen, der frühere Wohlstand war verfliegen. Gerda hatte neue Freunde, die sich den Nationalsozialisten widersetzen wollten. Sie schrieben Flugblätter, verteilten sie nachts und waren mit nichts auf die Gefahren politischer Untergrundarbeit vorbereitet. Gerda landete für drei Wochen in Schutzhaft. Nach ihrer Entlassung war ihr klar, dass sie Deutschland verlassen musste. Mit der Freundin Ruth Cerf floh sie nach Paris. Armut, Kälte, miese Jobs – das Leben in der Emigration war alles andere als einfach.

Im September 1934 lernte sie den jungen, aus Ungarn stammenden Amerikaner André Friedmann kennen. Er wird als Robert Capa einer der berühmtesten Fotografen der Welt werden, dessen Bilder bis heute unsere Vorstellungen von Krieg und Gewalt prägen. Gerda Taró wird für die kurze Spanne, die ihr noch bleibt, an seiner Seite sein. Sie arbeiteten zusammen, sie lebten zusammen, sie führten eine ungewöhnliche, moderne Beziehung. Ein Zeichen ihrer Verbundenheit waren nicht zuletzt die neuen Namen, die sie sich zur gleichen Zeit gaben: Capa, an den Regisseur Frank Capra angelehnt, und Taró, einem surrealistischen japanischen Maler zu Ehren.

Irme Schaber beschreibt den Lebensweg von Gerda Taró mit viel Kenntnis und Hintergrund.

Bilder und Dokumente belegen die verschiedenen Stationen. Noch mehr Dynamik gewinnt die Biographie von dem Moment an, als Gerda Taros Fotografie ins Spiel kommt. Taro war Autodidaktin, aber mit unbestechlichem Blick für Menschen und Momente. Sie fotografierte in der ersten Zeit mit einer Spiegelreflexkamera im 6 mal 6-Format, das ihren Fotos eine ganz eigene Bildsprache gab. Oft fotografierte sie die gleichen Motive wie Capa – welches Foto für den Betrachter das „bessere“ ist, bleibt schwer zu entscheiden. Als Konkurrenten empfanden sich die beiden wohl nie; eher war es die Umwelt – Zeitungsredaktionen und Fotoagenturen – die Robert Capas Fotos deutlicher würdigte und bekannt machte.

Für immer verbunden sind beider Namen mit dem Spanischen Bürgerkrieg, den sie ab August 1936 begleiteten. Ausführlich widmet sich Irme Schaber dem Bild des „Fallenden Milizionärs“, das zur Ikone des Krieges wird und dessen Entstehung bis heute rätselhaft ist. War es ein echter Tod? War es eine gestellte Szene? Es bleibt unklar. Viel Klarheit dagegen kommt in die Aufarbeitung von Taros und Capas Arbeiten durch den „Mexikanischen Koffer“, eine große Sammlung von Negativen, die erst 2007 gefunden und erschlossen wurde. Deutlich wird darin, wie groß der Anteil von Gerda Taro an Capas Werk war.

Viel Raum widmet Irme Schaber den letzten Stunden von Gerda Taro. Die leidenschaftliche Fotoreporterin schreckte vor Gefahren nie zurück, sie wollte immer in den vordersten Linien der republikanischen Kämpfer sein. Das galt auch in der dramatischen und äußerst verlustreichen Schlacht von Brunete. Mit Ted Allan, einem Gefährten und möglichen Liebhaber ihrer letzten Lebenstage, fuhr sie an die Front. Nicht durch eine Kugel des Feindes, sondern durch einen republikanischen Panzer kommt sie zu Tode. Das schwere Fahrzeug überrollte sie, nachdem sie von einem Lastwagen gefallen war. Sie starb nach wenigen Stunden an den schweren Verletzungen. Ihr Tod stürzt Capa in Verzweiflung und Freunde, Genossen und Familie in ganz Europa in Trauer. Ihr Leichnam wird nach Paris, der Stadt, die sie so liebte, überführt; ihr Trauerzug wird eine Demonstration der Kommunistischen Partei

(für deren Magazin sie gearbeitet hatte) und der Intellektuellen, die sich mit dem spanischen Bürgerkrieg solidarisierten. Ihr Grab ist auf dem Friedhof Père Lachaise in Paris zu finden. Es gibt keine Hinterbliebenen mehr.

Die Kulturwissenschaftlerin Irme Schaber hält mit aufwändiger Kleinarbeit und intensiver Recherche seit fast 20 Jahren die Erinnerung an Gerda Taro wach. Sie hat Ausstellungen kuratiert, Monographien und Kataloge veröffentlicht. Mit diesem neuen Band legt sie den Leserinnen und Lesern ein großes Geschenk in die Hand.

**Irme Schaber: Gerda Taro, Fotoreporterin: Mit Robert Capa im Spanischen Bürgerkrieg. Die Biografie. Marburg: Jonas Verlag, 2013**

Gabriele Prein

## Bayreuth und die verstummten Stimmen

2012, sechs Jahre nach ihrer ersten Präsentation in Hamburg, kam die Ausstellung da an, wo der Antisemitismus in der Musik seine erste starke Ausprägung und seine ideologischen Grundlagen erfuhr: in Bayreuth. Richard Wagner mit seiner Schrift „Das Judentum in der Musik“ (1850/1869) warnte vor dem „zersetzenden Einfluß“ des Judentums auf die deutsche Kultur. Wagners Erben bauten die Bayreuther Festspiele zum ideologischen Zentrum und zum Treffpunkt einer deutschnationalen, völkisch und antisemitisch denkenden Elite aus. In ihrem Denken stand der kulturschaffenden germanisch-arischen Rasse die kulturzersetzende jüdische gegenüber. Diese zeichnete auch verantwortlich für alle neuen Formen der Kunst, speziell der Musik, die in den Kampfbegriffen des „Kultur- und Musikbolschewismus“ und „später von den Nationalsozialisten als „entartete Kunst“ zusammen gefasst wurden.

Der Katalog beginnt eindrucksvoll mit den Portraits von 44 hervorragenden Künstlern, die diese „entartete Musik“ repräsentierten, darunter Komponisten, Dirigenten, Orchester-

musikerinnen und -musikern sowie Sängern und Sänger. Ihre Schicksale waren bitter: Kulturghetto, Emigration, Verelendung, Suizid, Deportation und Tod in Konzentrationslagern.

Im zweiten Teil des Katalogs „Die Bayreuther Festspiele und die Juden“ geben verschiedene Autoren einen Überblick über die Entwicklung in politischer und ideologischer Sicht seit dem Tod Wagners (1883). Sven Fritz zeigt am Beispiel des Kampfes von Cosimar Wagner um die alleinigen Aufführungsrechte des „Parsifal“ für Bayreuth, wie sich aus einem von vornherein aussichtslosen Kampf die Festspielleitung und ihr Unterstützungskreis zu einer rechtskonservativen, antidemokratischen und antisemitischen „Trutzburg“ im Kaiserreich entwickelten. Jüdische Künstler, die das vermeintliche Monopol für die Aufführung des Bühnenweihfestspiels Parsifal durchbrachen, wurden fortan boykottiert, ihre nichtjüdischen Unterstützer als „Judenknechte“ diffamiert.

Hannes Heer erzählt die Geschichte der Festspiele über den Ersten Weltkrieg bis zum Jahre 1930 fort. Die Zugehörigkeit der gesamten Wagner-Familie zu den rechtsreaktionären Kreisen, Parteien und Verbänden und die unermüdete Kriegspropaganda Chamberlains machten Bayreuth zu einem „Teil der Front“ (Heer). Da war es nur konsequent, dass nach dem verlorenen Krieg die Familie Wagner all diejenigen Organisationen unterstützte, die sich der Agitation gegen die Juden und deren angeblichen Verantwortung für die deutsche Katastrophe zum Ziel gesetzt hatten. Ludendorff und Hitler tauchten früh in Bayreuth und im Haus Wahnfried auf. Die Wiedereröffnung der Festspiele 1924 geriet mit der Auswahl der Künstler, des Publikums, des Schrifttums und der Ereignisse in der Stadt Bayreuth zu einer Manifestation deutsch-nationalistischen Denkens und des Antisemitismus. Aber die Reaktionen in den angesehenen überregionalen Zeitungen und bei den jüdischen Verbänden waren vernichtend in Bezug auf die künstlerische Konzeption und Qualität der Aufführungen und die politisch-

## Buchbesprechungen



## Frauen im politischen Exil

### Roberta Gropper (1897–1993)

Die Kommunistin Roberta Gropper erlebte das Exil in doppelter Weise: als Zuflucht und als Falle. Aufgewachsen in einer Memminger Arbeiterfamilie engagierte sie sich besonders für Frauenbelange, wurde mehrfach zur Betriebsrätin gewählt und saß von 1930 bis 1932 für die KPD im Reichstag. 1933 arbeitete sie zunächst im Untergrund und flüchtete, als die Gefahr einer Verhaftung zu groß wurde, im Mai 1934 nach Frankreich. Hier gehörte sie zu den politischen Emigrantinnen, die einen internationalen Frauenkongress gegen Faschismus und Krieg vorbereiteten. Da sie kein Aufenthaltsrecht bekam, ging sie im Februar 1935 nach Moskau. Bis zu ihrer Verhaftung im Zuge der stalinistischen Säuberungen 1937 war sie bei der Internationalen Arbeiterhilfe, in der Redaktion der Zeitschrift „Banner des Marxismus“ und beim Verlag ausländischer Arbeiter tätig. Bis Juni 1941 ohne Prozess und Urteil im Gefängnis Butyrka gefangen, wurde sie nach dem Überfall der Wehrmacht nach Sibirien deportiert. Als Schwerkranke kehrte sie 1947 nach Deutschland, in die sowjetisch besetzte Zone zurück, und stürzte sich sofort in die politische Arbeit. Über das Trauma der Verfolgung in der Sowjetunion hat sie nie gesprochen.

Quelle: Siegfried Mielke (Hg.): Gewerkschafterinnen im NS-Staat: Verfolgung, Widerstand, Emigration. Essen 2008



## Buchbesprechungen

revanchistischen und antisemitischen Begleitumstände in der Stadt. Siegfried Wagner, der einzige Sohn Richard Wagners, der jetzt Festspielleiter war, musste zurückrudern, da die Festspiele gefährdet erschienen: Das jüdische und ausländische Publikum war eine wesentliche Einnahmequelle und verfügte in den Wagner-Vereinen über erheblichen Einfluss. Bis zu seinem Tod 1930 herrschte eine Art erzwungener, taktischer Waffenstillstand. Wo die Sympathien des Wagner-Clans tatsächlich lagen, zeigte sich vor allem in der in der rastlosen Tätigkeit von Siegfrieds Frau und Nachfolgerin Winifred Wagner für den in Landsberg inhaftierten Hitler.

Boris von Haken zeichnet die Entwicklung der Festspiele von 1933 bis 1945 nach. Vom massenweisen Ankauf von Eintrittskarten 1933 wegen ausbleibender Verkäufe an ausländische Besucher bis zur völligen Übernahme der Organisation der Festspiele durch die Organisation „Kraft durch Freude“ 1940 führte der Weg in die totale Abhängigkeit vom nationalsozialistischen Staat und seinen Organisationen. Dieser, vor allem Hitler persönlich, bestimmten Umfang, Programm und Struktur der Besucher der Festspiele und natürlich auch die Auswahl der Künstler.

Hannes Heer fasst in dem Kapitel „Antisemitische Besetzungspolitik bei den Bayreuther Festspielen 1876 bis 1945“ die oben dargestellte ideologische Entwicklung des Hauses Wagner und seines Leitungsstabes zusammen und überträgt sie im Detail auf die Besetzungspolitik. Gezielt wurden jüdische, aber auch ausländische Künstler diffamiert und ausgegrenzt und nur noch eingesetzt, wenn keine „arischen“ zur Verfügung standen. Qualitätsverluste wurden in Kauf genommen. Bayreuth sollte zum deutsch-nationalen Gegenmodell der Barbarei der „verjudeten“, libertären und demokratischen Kunstmetropolen Berlin, München und Wien ausgebaut werden. Die Jahre des Nationalsozialismus, die die vollständige Vertreibung und Verfolgung jüdischer Künstler brachten, werden von Hannes Heer nicht mehr geschildert, auch weil die Archive des Hauses Wagner bis heute weitgehend unter Verschluss gehalten werden. Aus dem Schlusskapitel, einer Aufzählung von über 50 Biografien und einer Liste ungeklärter Fälle von Künstlern, die in Bayreuth tätig waren, wird jedoch ihr Schicksal deutlich: Vertreibung, Exil, und Tod in Ghettos und Konzentrationslagern.

Führte der Weg von Richard Wagner zu Adolf Hitler, vom verbalen, theoretischen Antisemitismus zur Vernichtung der Juden? Diese vieldiskutierte These wird natürlich nicht beantwortet, dazu ist sie zu vielgestaltig. Doch die zunehmende Radikalisierung im nationalistischen, antisemitischen Denken und Handeln des Wagner-Clans wird im Katalog eindrucksvoll dargestellt und liefert weiteres Material zur Überprüfung dieser These.

**Hannes Heer, Jürgen Kesting und Peter Schmidt (Hg.): Verstumte Stimmen. Die Bayreuther Festspiele und die „Juden“ 1876 bis 1945. Eine Ausstellung. Berlin: Metropol Verlag, 2012**

Werner Frank

## Museen als kulturelles Gedächtnis

Die vorliegende Veröffentlichung ist aus der Dissertation von Vanessa Schröder hervorgegangen. Die heute im Bereich Besucherforschung und Kulturevaluation tätige Autorin untersucht anhand von vier Museen, wie Besucher Geschichte und historische Zeit erleben. Dafür befragte sie Besucher aus dem Jüdischen Museum Berlin, dem Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn, dem Historischen Museum am Hohen Ufer in Hannover und dem Deutschen Historischen Museum in Berlin.

Ihre akademische Untersuchung richtet sich nicht an ein breiteres Publikum und versucht eine Antwort darauf zu finden, wie Geschichte und historische Zeit von Besuchern historischer Museen verstanden werden. Um einen Eindruck von ihrer Publikation zu erhalten, zitiere ich aus ihrer Schlussbetrachtung: „Ein zentrales Ergebnis dieser Untersuchung ist es deshalb, dass multiple Faktoren dazu beitragen, wie Geschichte und Zeit in historischen Museen gedeutet, verstanden, rekonstruiert und aktualisiert werden. Dafür galt es in der Interpretation der Ergebnisse, dies differenzierter aufzuschlüsseln als anfangs ausgehend vom Theorieteil angenommen wurde. Dieses Ergebnis spricht dafür, dass es sich bei dem Verhältnis von Geschichte ausstellen und Geschichte versehen um ein vielschichtiges Phänomen handelt. Sowohl Personenmerkmale, das Vorwissen der Besucher, ihre präferierte oder vom Museum motivierte Rezeptionsweise sowie die selektiv wahrgenommenen verschiedenen Eindrücke von historischen Perioden, Themen und Arten Geschichtsdarstellung sowie der Exponatnuzierung prägen verschiedene Arten des Geschichtsverstehens. Demzufolge ist es in einem Wechselspiel zwischen Ausstellung und Besucher begründet, welche Ausstellungselemente welcher Gast in einem Museum wie als Geschichte deutet“ (S. 448).

**Vanessa Schröder: Geschichte ausstellen – Geschichte verstehen. Wie Besucher im Museum Geschichte und historische Zeit deuten. Bielefeld: transcript, 2013**

Cornelia Pieroth

## Kriegsalltag und -nöte bäuerlicher Familien

Eine Novität ist die von Frank Schumann herausgegebene Briefauswahl der „Soldatenpost und Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen“, denn sie dokumentiert die Perspektive einer kleinbäuerlichen Familie auf den Kriegsalltag in den Jahren 1914-1918 und 1941-1945. Auch wenn es aktuell zahllose Publikationen über beide Weltkriege gibt, vermittelt diese Auswahl eines ganz privaten Briefwechsels in der Landwirtschaft tätiger Menschen aus drei Generationen Einblicke in bisher wenig bekannte Lebensbereiche und Schicksalswege.

Aufmerksame Menschen hatten in einem vor dem Abbruch stehenden Bauernhaus in Sachsen-Anhalt mehrere Schuhkartons mit Hunderten Briefen, Feldpostkarten und verschiedensten Dokumenten aus dem Leben einer Großfamilie aus beiden Weltkriegen bemerkt und gerettet. Nun überzeugen diese auf bewegende Weise, „wie der Krieg ins Leben einfacher Menschen eingriff, und gestatten zugleich einen Blick auf das normale Leben in Deutschland, das ja irgendetwas weiterging“.

Hier war der Krieg ein unabwendbares Schicksal, welches ertragen werden musste. Da finden sich in den gegenseitigen Mitteilungen zwar Hinweise auf wirtschaftliche Nöte, private Sorgen, Sehnsüchte nach Heimaturlaub und körperlicher Unversehrtheit. Aber eher sind Resignation und „Gott-Ergebenheit“ herauslesbar – keine Anzeichen von Rebellion oder gar widerständigem Aufbegehren. Zu gering war augenscheinlich das allgemeine Wissen um gesellschaftspolitische Zusammenhänge. Das scheint zwischen den Ereignissen der beiden Kriege beinahe unverändert; Nichts dazu gelernt, möchte man sagen. Die Ursachen könnten auf das Leben in dörflicher Abgeschiedenheit zurückzuführen sein. Waren aber nicht auch Menschen anderer Gesellschaftsschichten ebenso verführ- und manipulierbar – bis heute?

Die Lektüre vermag nachdenklich zu stimmen, ein wertvoller Gegenpol zu der gegenwärtigen fast inflationären Flut von Veröffentlichungen über Kriegsursachen und -verlauf des Ersten Weltkrieges sowie der „Heldentaten“ der Heerführer und Armeen. Von Widerstandsaktionen zu berichten vermögen diese Briefe nicht. Indirekt werden aber Erkenntnisse vermittelt, warum alles so geschehen konnte und warum Kriege nicht nur für die Soldaten, sondern auch für deren Familien in scheinbar abgelegenen Gegenden viel Leid und Entbehrung bringen. Die begleitenden Anmerkungen des Herausgebers zu den jeweiligen historischen Ereignissen oder aktuellen Zusammenhängen sind dabei wertvolle Ergänzungen.

**Frank Schumann (Hg.): Was tun wir hier? Soldatenpost und Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen. Berlin: Verlag Neues Leben, 2013**

Helga W. Schwarz